Beilage zum Jeschurun (5625).

A) Belletristisches.

Die Tefilin

eine ungarische Dorfgeschichte *).

Wer das Unglück hat, zur Winterszeit in dem Banate oder in der Basca reisen zu müssen, könnte wahrlich in Verlegenheit gerathen, wenn ihm freigestellt würde zwischen Frost und Regenwetter eine Wahl zu treffen. Bei einem nassen Boden ist Niemand im Stande die Dauer einer Fahrt zu berechnen, wenn ihr Ziel auch nur das nächste Dorf wäre. So oft das Pferd seinen Huf in den lehmigen Teig steckt, braucht es wenigstens eine doppelte Pferdekraft, denselben wieder emporzuheben. In der Regel wird die zweite Pferdekraft durch die mit der Peitsche bewaffnete Hand des Kutschers ersetzt, die nicht aufhört zu agiren; und wenn die Schnur der Peitsche sich nicht mehr bewähren will, muß der dicke Stiel nachhelfen. Die Wagenräder sehen da gewöhnlich aus wie unebene Scheiben, die an mancher

*) Aus Pascheles' Sippurim, Jahrg. 1864, mit Verbesserungen einiger stylistischen Härten. D. Red.

Stelle eine halbe Elle im Durchmesser haben Ist aber der Boden gefroren, dann sind Wagen, Pferde, Kutscher und Passagiere einem drohenden Geschicke Preis gegeben. Nach der Fahrt auf einer solchen Straße, könnte aus des Mannes Rippe nur ein sehr gebrechliches Weib gemacht werden . . . . .

Im Jahre 1854 riefen mich mitten im Winter Geschäftsangelegenheiten in jene Gegenden. Die Kälte war groß, die Straßen gefroren. Nur des Morgens nach gepflogener nächtlicher Rast war es möglich zu erkennen, ob ich mich am vorhergegangenen Abend mit unverletzten Gliedmassen auf das Lager begeben habe, um dem Himmel hiefür zu danken. Was ich täglich beinahe in jeder Minute erwartete, das kam denn am Ende wirklich. Ein Rad stieß gegen einen Kothhügel heftig an; es brach; der Wagen stürzte, und ich wurde unsanft hinausgeschleudert. Ich kam auf zwei gefrorne Klumpen zu liegen, von denen ich mich nicht zu erheben vermochte. Ob die Schmerzen, die ich an verschiedenen Stellen meines Körpers fühlte, als Folgen des Sturzes oder des früheren Fahrens zu betrachten seien, getraute ich mich in diesem Augenblicke nicht zu entscheiden. Mein Kutscher, der mit einem gebrochenen Finger, einer Kopfwunde und einem zerschundenen Beine noch glücklich davon kam, fing zu schreien an; und da ich einsah, daß ich in meinem Zustande nichts Besseres thun könne, sekundirte ich ihn mit meinen höchsten Tönen. Zum Glücke lag einige hundert Schritte weit von uns entfernt ein Dorf an der Straße, wohin unser Jammergeschrei drang; einige Bauern kamen herbei, und brachten uns mit vieler Mühe in das Gebäude, das man hier ein Wirthshaus nannte. Dieses bestand aus einem ziemlich großen Zimmer, in welchem zwei Betten, ein Kasten, ein langer Tisch und mehrere Bänke sich befanden: es war das Gastzimmer

und zugleich das Schlafgemach des Hausherrn. Anstoßend war noch eine Kammer, die aber das Geschäftslokal bildete; allein der Wirth versicherte, seit dem Bestand der dorflichen Commune sei noch niemals ein Fremder hier über Nacht eingekehrt gewesen; daher sei man auf Comforts, wie ein Passagierzimmer sie bietet, nicht eingerichtet; er wolle mir jedoch eines der zwei Betten mit „echten Kanafaspolstern“ zur Benützung überlassen, er selbst schlafe in dem Andern. Ich mußte diese Anerbietung annehmen, denn ich hatte keine Wahl; und da die Räumlichkeit des Hauses für zwei Passagiere schon gar nicht geeignet war, wurde mein Kutscher bei einem Bauer in der Nachbarschaft untergebracht.

Derjenige, der sich mir als das Surrogat eines Gastgebers, Krämers und Brantweinschänkers präsentirte, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, ehrlichen Gesichte, der sich in seiner Tracht von den übrigen Dorfbewohnern gar nicht unterschied.

Ich empfand große Schmerzen, vorzüglich an meinem linken Beine; die Kleider mußten zerschnitten werden, um mir sie abnehmen zu können; und eine Magd wurde sogleich zum Ortspfarrer geschickt, der schwer erkrankt, täglich von dem Arzte des nächsten Marktfleckens besucht wurde; und so hatte ich das Glück, daß nach kaum einer Stunde der Doctor auch schon bei mir war, der mir die trostreiche Versicherung gab, daß ich bei ruhigem Verhalten und zweckmäßiger Pflege nach sechs bis acht Wochen so ziemlich hergestellt sein werde. Mein Verlangen jedoch, in ein anderes, bequemeres Local gebracht zu werden, fand der Arzt vor der Hand unausführbar, da in dem Dorfe selbst kein besseres zu finden und ich ohne Gefahr nicht transportabel war. Er versprach mir jedoch, mir eine verständige Wärterin zu schicken und

mich täglich zu besuchen. In beiden Stücken hielt er redlich sein Wort.

Drei Wochen brachte ich in dem traurigen Zustande hier zu, in welchem ich mich noch dafür glücklich pries, daß mein Wirth — allgemein „Herr Mathis" genannt — mir sehr liebevoll und hilfreich begegnete. Er offenbarte überhaupt eine Menschenfreundlichkeit, wie ich sie kaum in einer Bauernhütte zu suchen mir jemals hätte einfallen lassen. Da nun der Arzt erklärte, ich sei so weit in der Heilung vorgeschritten, daß ich mit Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln von hier fortgeschafft werden könne, wurde ein Tag bestimmt, an welchem vier Bauern mit einer Tragbahre mich abholen sollten, um mich nach D . . — ungefähr anderthalb Meilen weit — in die Wohnung des Arztes selbst zu bringen, woselbst ich meiner völligen Genesung entgegenharren sollte. Außerdem, daß ich in dem Hause des Doktors mehr Bequemlichkeit und durch die Nähe desselben eine sorgfältigere Pflege hoffen durfte, war mir die Uebersiedlung auch deßwegen lieb, weil der Doktor mein Glaubensbruder, ein Israelite, war.

Es war ein Tag vor meiner beabsichtigten Fortschaffung, ungefähr um 1 Uhr Nachmittag. Meine Wärterin war in der Küche beschäftigt und Herr Mathis saß neben meinem Bette, auf meine Bewegungen lauschend, um gleich beizuspringen, wenn ich etwas wünschen sollte. Da öffnete sich die Thür und ein Mann, dessen Gesichtszüge den jüdischen Typus bekundeten, trat ein. Nach einem kurzen Gruß nahte er sich und fragte, wer hier Herr Mathis heiße. „Ich bin es!" antwortete mein Wirth, „was bringet Ihr?" Der Israelite nahm hierauf aus seiner Rocktasche ein abgeschossenes grünes Beutelchen, worin — ein Paar Tefilin (Philakterien) waren und reichte sie stillschweigend meinem Wirthe. Dieser

wurde kaum des Dargereichten ansichtig, als er von seinem Sitze aufsprang. Ein freudiger Ausruf, der seinen Lippen entfuhr, begleitete die freudige innere Bewegung, die sich auf seinem Gesichte kund gab. Hastig riß er dem Fremden das Beutelchen aus der Hand, drückte es ans Herz und zwei große Thränentropfen standen in seinen Augenwinkeln. „Was habt Ihr mir zu sagen?" fragte Herr Mathis, indem er die Tefilin wieder zurückgab. Der Fremde steckte das Zurückerhaltene wieder ein und erwiederte: „Ich soll viel Gutes und Schönes sagen. Alles wäre gut, und wo möglich, soll ich tausend Thaler bringen." — „Wo?" fragte Herr Mathis lakonisch. Jetzt erst schien der Israelite mich zu bemerken, er warf einen mißtrauischen Blick nach mir hin und sagte ausweichend: Ich reise erst nach zwei Stunden ab, wenn die Pferde etwas Futter genommen haben werden." —

„Ihr wollet heute schon wieder abreisen?" fragte mein Wirth.

Allerdings! antwortete der Andere, ich will heute noch Szegedin erreichen, um mit dem Nachtzuge auf der Eisenbahn fortzukommen." „So will ich denn hinausgehen, sprach Herr Mathis, um den Pferden Futter zu geben. Dabei gab er dem Fremden einen Wink und beide verließen das Zimmer. Augenscheinlich hatten sie das Bedürfniß noch mehr mit einander zu sprechen und scheuten dabei meine Gegenwart.

Das, was eben vor meinen Augen vorgegangen, war doch gewiß geeignet, meine Neugierde in einem hohen Grade zu erregen. Während ich nun allein im Zimmer zurückblieb, erschöpfte ich mich vergebens in Vermuthungen und Kombinationen; es wollte mir gar nichts einfallen, was mir auch nur annäherungsweise hätte zur Erklärung dienen können.

Nach einer kleinen Stunde erschienen die zwei Män-

ner wieder. Herr Mathis holte aus seinem Kasten eine gefüllte Brieftasche hervor, zählte dem Israeliten eine, für den bäuerlichen Stand des Gebers sehr bedeutende Summe in Banknoten zu, welche der Andere einsteckte; dann gab er ihm noch ein ziemliches Sümmchen — wie viel? weiß ich nicht — mit den Worten: „Das sind Reisespesen für Euch!"

Da ich sah, daß Herr Mathis darüber in Verlegenheit war, daß sein Gast von der Küche des Hauses aus religiösen Bedenklichkeiten nichts genießen wollte, befahl ich meiner Wärterin, demselben eine Koscherspeise zu bereiten. wofür mir beide Männer vielen Dank sagten.

Der Knecht meldete, daß der Wagen bespannt sei, der Israelite nahm herzlichen Abschied von Herrn Mathis; warf auch mir ein freundliches „Birschuthchem" (ein gewöhnliches Abschiedswort) zu, entfernte sich und wir hörten bald den Wagen abrollen.

Herr Mathis nahm wieder seinen Sitz an meinem Bette ein. Er war sehr ernster Stimmung und trocknete manchmal die feuchten Brauen. Voll Theilnahme, die der Mann in hohem Grade verdiente, fragte ich ihn, ob das, was er von dem eben abgereisten Mann erfahren, trauriger Natur für ihn sei.

— Wie man es nehmen will! Doch . . . . warum soll ich gegen den lieben Gott undankbar sein? Ich habe von meinem einzigen vielgeliebten Sohne Nachrichten erhalten, er befindet sich wohl, das ist doch wohl nur erfreulich.

— Wie, Herr Mathis! Ihr habet einen Sohn und ich habe während der drei Wochen, die ich hier bin, kein Wort davon erfahren? Ach, ja doch, er ist ohne Zweifel bei dem Militär und Ihr kaufet ihn jetzt los. Nicht wahr?

— Schweigen wir davon, lieber Herr, hier ist nicht gut darüber sprechen. Es ist keineswegs Mangel an Vertrauen; wenn Sie nur erst bei dem wackern Doktor sind und Sie mir erlauben, Sie zu besuchen, so will ich Ihnen mein Geheimniß gern anvertrauen. Es wird mir sogar, glaube ich, wohlthun davon zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich nach D . . gebracht, wo in der Wohnung des Doktors ein Zimmer für mich eingerichtet war. Trotz der Behutsamkeit, mit der ich befördert wurde, erschienen die Folgen der körperlichen Erschütterungen im Anfange doch etwas bedenklich; mein nunmehriger Hauswirth aber bewies mir so viel Aufmerksamkeit und ließ mir eine solche Pflege angedeihen, daß ich bald wieder auf dem besten Wege der Genesung war.

Herr Mathis hielt Wort; er kam zu mir auf Besuch, und zwar absichtlich an einem Nachmittage, weil er da hoffen durfte auch den Doktor zu Hause zu finden. Er hielt auch in so fern Wort, daß er, meiner Aufforderung Folge leistend, mir die nicht unintressante Geschichte der Tefilin mittheilte. Es wäre jedoch mir und dem Leser nicht angenehm in die Sprache und Erzählungsweise des Herrn Mathis eingehen zu müssen; daher werde ich das von ihm Mitgetheilte, nur dem Inhalte nach erzählen.

Alma und Ratany — man erlaube mir diese zwei Namen unterzuschieben — sind zwei Dörfer in Entfernung einer Stunde von einander. Letztgenanntes ist zumeist nur von Deutschen, unter Kaiser Joseph II eingewanderten „Schwaben" bewohnt; in dem ersten befindet sich mehr eine gemischte Bevölkerung von Ungarn, Deutschen und Serben. Hier wohnten auch einige arme jüdische Familien und unter diesem Schlome, der Pächter des Wirthshauses. Da das Erträgniß desselben nicht ausreichte eine Familie zu ernähren, so richtete

sich Schlome auch ein kleines Krämergeschäft ein. Er verkaufte Kerzen, Seife, Tabak, Pfeifen, Zündhölzchen, Salz und noch manche andere im Dorfe gangbare Gegenstände. Diese Krämerei bot den eigentlichen Nahrungszweig; denn das Wirthshaus — von dem ich bereits eine kurze Schilderung gab — brachte so viel wie nichts und die Feldstücke, die dazu gehörten, mußte er Andern überlassen. Es ist dies eine unbestreitbare Wahrheit, daß der Jude mit zwei Ruhetagen in jeder Woche, seinem eignen und dem ihm aufgedrungenen Festtage, kein sehr glücklicher Feldbauer sein kann.

Mit dieser Behauptung vindicire ich jedoch keiner Landesregierung das Recht, dem Juden die Bodenkultur streitig zu machen; denn mit demselben Rechte könnte sie einem Schneider, der durch eine Gichtkrankheit verhindert ist, sein Geschäft selbst zu versorgen, die Schließung seiner Werkstätte anbefehlen.

Schlome erfreute sich eines gewissen bäuerlichen Wohlstandes. Sein einziges Töchterchen führte mit Emsigkeit und Einsicht die Hauswirthschaft, bestellte Küche und Garten, und war, wenn es nöthig erschien, dem Vater in doppelter Eigenschaft als Wirth und Krämer behilflich.

Es war an einem Sommermorgen im Jahre 1849. Schlome stand wie gewöhnlich mit Tagesanbruch auf, bekleidete sich mit Talith (Betmantel) und Tefilin und verrichtete seine Morgenandacht. Er war eben damit zu Ende als ein Mann, Todtenbläße auf dem Gesichte, hastig in das Zimmer stürzte und fast erschöpft auf eine Bank niedersinkend ausrief: „Schlome, rette mich, ich kann nicht weiter!"

Der Hereinstürzende und Hilfesuchende war Mathis, der reichste Bauer aus Ratany. Tages vorher waren Insurgenten eingerückt — die ungarische Erhebung war

eben in höchster Extension — und in den Bauernhäusern einquartirt. Bei Mathis war ein Officier höhern Ranges eingekehrt.

Die Nacht war schwül und der Officier vermochte in der dunstigen Zimmeratmosphäre, kein Auge zu schließen; er ließ sich daher von seinem Diener einen Strohsack in den Hofraum hinaustragen, um die Nacht im Freien zuzubringen. Der Diener hatte unvorsichtiger Weise sein geladenes Gewehr an die Küchenthür gelehnt, und sich dann selbst zur Ruhe begeben. Mathis stand zeitig in der Früh auf, öffnete die Küchenthür, das Gewehr stürzte um, entlud sich mit einem Knall und — der Officier wälzte sich in seinem Blute. Mathis trat erschrocken hinaus, hob das Gewehr, das ihm im Wege lag vom Boden und in diesem Augenblicke springt der aus dem Schlafe geweckte Diener des Officiers heraus. Er sieht dort seinen röchelnden Herrn im Blute schwimmen, hier den Bauer mit dem Mordwerkzeug in der Hand; die Vermuthung, es sei hier ein absichtlicher Mord geschehen, ward ihm zur Gewißheit. „Deutscher Hund, brüllte er, du hast meinen Herrn erschossen!" Wahrscheinlich fühlte er sich aber zu schwach, den kräftig aussehenden Mathis zu bewältigen, daher lief er lieber halbnackt wie er war, auf die Straße, um Kameraden herbeizuholen. Mathis begriff das Gefahrvolle seiner Lage, und daß, wenn er in die Hände der Insurgenten käme, er rettungslos verloren wäre. Nur eine schleunige Flucht konnte ihn noch retten. Er besann sich nicht lange, lief in den Garten, sprang über den Zaun und quer über die Felder nach Alma. Als er, nahe diesem Dorfe sich zum ersten Male umschaute, bemerkte er bewaffnete Insurgenten, die auf der Heerstraße gegen Alma zogen. Durch die Angst und das schnelle Laufen sich erschöpft fühlend, suchte er bei Schlome ein Versteck. Schlome

war ihm kleine Verbindlichkeiten schuldig, von ihm allein konnte er Theilnahme hoffen, die übrigen Einwohner von Alma waren mehr oder weniger in Sympathie mit den Aufständischen. Das Wirthshaus befand sich auch am Anfange des Dorfes; er durfte nicht hoffen, ohne bemerkt zu werden, weiter sich vorwagen zu dürfen.

Wir haben ihn bei Schlome erscheinen gesehen.

— Mein Gott! was geht vor, Mathis! Was verlangst du von mir? sprich!

Mathis erzählte mit wenigen Worten und in einem kaum faßlichen Zusammenhange den unglücklichen Vorgang, der ihn zum Flüchtling machte.

— Was soll ich also thun? wiederholte Schlome.

— Mich verbergen, damit die nach meinem Blute Lechzenden mich nicht finden. Die wüthenden Ungarn werden hier sein und mich suchend werden sie das ganze Dorf plündern.

— Aber, um des Himmels Willen, Mathis! Du kennst ja dieses Gebäude, das einem durchlöcherten Siebe ähnlich ist. Wohin soll ich dich bringen, um dich zu sichern?

— Ich weiß es nicht, du mußt es wissen, Schlome, Laß mich nur nicht den Wütherichen in die Hände fallen.

— Wenn sie dich bei mir finden, bin ich selbst ein Mann des Todes. Mit einem Juden, wie du weißt, macht man ja ohnehin viel weniger Umstände.

— Mein Gott! was fange ich nur an?

— Wir sind beide verloren.

— Nein, Schlome! warum sollte ich ohne Nutzen dich mit verflechten in mein unglückliches Verhängniß? Ich verlasse dein Haus und gerathe ich in die Gewalt meiner Verfolger, so mag mir Gott beistehen. Du aber begib dich nach D . ., wo mein armer Sohn sich eben

bei seiner Großmutter befindet und bringe ihm meinen Gruß und meinen letzten Segen.

— Ach! so habe ich es nicht gemeint, Mathis! Keineswegs lasse ich dich hinaus in die sichere Gefahr. Wie, glaubst du mich etwa treulos und feig genug, ein fremdes Leben Preis zu geben, um der eigenen Sicherheit willen? Du hast bei mir Schutz gesucht, den vermag ich dir nicht zu gewähren, aber einen kräftigen Arm habe ich, dich vertheidigen zu helfen. So lange dieser Arm sich zu vertheidigen vermag, darf dir in meiner Wohnung Niemand in feindlicher Absicht nahe treten.

— Horch! hörst du nichts?

In diesem Augenblicke meldete Gitl, das Töchterchen Schlome's, daß sechs bewaffnete Ungarn dem Dorfe nahen.

Da kam Schlome plötzlich ein eigenthümlicher Gedanke. Er holte nämlich aus dem Kasten ein altes Talith und ein Beutelchen mit Tefilin, beide Erbstücke von seinem vor Kurzem verstorbenen Vater; Mathis mußte den linken Arm entblößen und Schlome umwand ihn mit dem einen Theil der Tefilin, brachte den andern Theil an dessen Stirne und hüllte ihn ein in das Talith. Wer immer hereinkommen mag, unterrichtete ihn Schlome, so thue du nur stets als wenn du leise betetest, verdrehe dabei Augen und bewege dich mit dem Oberkörper wie ein Verzückter; laß dich in der scheinbaren Andacht durch gar nichts stören: die Fragen, die etwa an dich gerichtet werden sollten, werde ich beantworten. Halte dieses Gebetbuch immerfort in der Hand und stehe mit dem Gesichte gegen die östliche Zimmerwand. Zum Ueberfluß laß auch diese Brille meines seligen Großvaters auf deiner Nase reiten.

Wenige Minuten nachdem diese Maßregeln getroffen waren, traten geräuschvoll einige bewaffnete Honveds

(ungarische Insurgenten) in das Zimmer; andere umstellten das Haus.

Mathis fing an, den Oberleib seines Körpers in perpendikuläre Bewegung zu bringen, als wenn er in Lißka (Städtchen in Ungarn, wo der Chassidismus grassirt) den Chassidäerkurs gemacht hätte. Dadurch verhinderte er auch, daß das Zittern seiner Glieder und das Klappern seiner Zähne wahrgenommen werden konnte.

„Ist kein Bauer aus Natany hier versteckt, Jude?" fragte der Anführer der Honved.

Schlome war der ungarischen Sprache vollkommen mächtig, er antwortete in dieser Zunge: „Was gehen uns die Natanyer an? Sie sind nicht unsere Brüder, denn sie sind Deutsche, wir aber sind Ungarn."

Wer den Charakter der Ungarn und ihren Nationalstolz, besonders wie er sich in dieser Epoche kund gab, in welcher das hier Erzählte vorging, einiger Maßen kennt, dem wird es einleuchten, daß die Antwort Schlome's beinahe allein schon hinreichte, das Mißtrauen der einen Feind suchenden Magyaren zu entfernen.

„Na! wir werden euer Haus durchsuchen, sprach der Honved und wenn wir den Elenden denn doch hier finden, würdet Ihr sammt dem Plappermaul da — er zeigte auf Mathis — augenblicklich zerhauen."

„Thut nach Belieben, versetzte gleichmüthig Schlome, aber sagen muß ich Euch, daß es eine Schande ist, bei einem ehrlichen Ungarn einen — versteckten Verräther zu suchen. Warum sucht ihr nicht lieber bei den Deutschen?"

Der Anführer der Honveds hielt sich in seinem Innern von der Unschuld Schlome's vollkommen überzeugt, und nur um der erhaltenen Mission Genüge zu leisten, befahl er vieren von seinen Leuten, das Gebäude zu durchsuchen. — Während dieser Befehl vollzogen wurde, durchsuchte er selbst alle Winkel des Zimmers, wo

ein Versteck denkbar schien, dann wendete er sich an Mathis:

— Was sagst du Mauschel? Ist wirklich Niemand hier versteckt?

Mathis verdrehte die Augen, balancirte den Kopf und bewegte lautlos die Lippen.

— Der gibt euch vor einer Stunde — sagte Schlome, bis er vielleicht mit seiner Andacht zu Ende ist, keine Antwort.

— Dawent (betet) auch für mich! sprach der mit dem Anführer zurückgebliebene Insurgent.

— Ihr seid Israelite? fragte Schlome diesen.

— Ei, was; erwiederte der Anführer, sobald wir gesiegt haben, dann fallen alle Schranken: Christ und Jude ist dann gleich.

Schlome fand Zeit und Ort nicht angemessen, einen Zweifel laut werden zu lassen, wiewohl er in seinem Herzen dieser freundlichen Verheißung wenig Glauben schenkte.

Inzwischen kamen die vier Mann zurück. Sie hatten, wie sich denken läßt, nichts verdächtiges gefunden und nun entfernten sich alle sechs, um weitere Recherchen in dem Dorfe vorzunehmen. Mathis blieb den ganzen Tag und die nächstfolgende Nacht bei Schlome, bis am andern Tage die Nachricht kam, die Ungarn seien von Natany abgezogen.

Ehe Mathis seinen Retter verließ, drückte er ihm die Hand und sprach: ich werde es ganz gewiß so lange ich lebe nicht vergessen, was ich dir schuldig bin, daß ich nämlich verloren gewesen wäre, wenn du nicht, ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr, durch deine Geistesgegenwart mich vor der Wuth eines grimmigen Feindes bewahrt hättest. — Was Mathis hier sprach, war von ihm auch ehrlich gemeint, denn sein Herz war schlicht,

unverdorben und keiner Verstellung fähig. Er sehnte sich auch wirklich nach einer Gelegenheit, seinem jüdischen Freunde thatsächlich beweisen zu können, wie sehr er sich gegen ihn verpflichtet fühle.

Mathis nahm das alte Talith und die Tefilin mit sich, um sie als Andenken aufzubewahren.

Die Gelegenheit, dem Schlome einen Gegendienst zu erweisen, ließ nicht lange auf sich warten.

Ein raizischer Insasse von Alma schickte eines Abends sein ungefähr zehn Jahre altes Mädchen in das Wirthshaus, um Brandwein zu holen und — dieses kam nicht zurück. Der nach Arak lechzende Serbe wartete ungeduldig eine volle Stunde vergebens. Das Mädchen kam nicht. Ergrimmt über die unerklärliche Saumseligkeit des Kindes, bewaffnete er seine Rechte mit einem Stock, ging selbst hin es aufzusuchen, mit dem festen Entschlusse, ihm handgreiflich zu beweisen, daß man einen durstigen Vater nicht so lange schmachten lassen dürfe. Er kam zu Schlome und erfuhr von diesem, sein Töchterlein sei vor fast einer Stunde dagewesen und habe auch das verlangte geistige Getränk in Empfang genommen. Der Serbe ging mit gesteigerter Wuth nach Hause, das Mädchen war noch nicht da, wiewohl schon die zehnte Abendstunde sich ihrem Ende zuneigte. Die Sache war bedenklich. Die Nachbarn wurden aus dem Schlafe geweckt, in den Gassen Nachsuchungen gemacht, bei den muthmaßlichen Freundinnen des Mädchens nachgefragt, und da noch immer nichts zu erfahren war, wurden verschiedene Vermuthungen gewechselt. Da warf unglücklicher Weise ein alter Serbe die dem Pöbel leider noch immer nicht weit liegende Phrase hin: Die Juden brauchen ja das Blut der Christenkinder, gewiß hat Schlome das Mädchen geschlachtet.

Das Wort war gesprochen und die Satanssaat fand in den Herzen aller Anwesenden einen empfänglichen Boden. Das ganze Dorf wurde allarmirt: Alles schrie, Alles tobte, man hörte nichts als: Schlome hat ein Christenkind geschlachtet! Wir wollen ihn auch schlachten! Wir wollen alle Bluttrinker schlachten! das geschlachtete Kind muß er herausgeben! Er muß zerrissen werden! Diese und ähnliche Ausrufungen verkündeten genugsam, was dem unglücklichen Schlome bevorstand. Alle Bauern bewaffneten sich mit Knitteln und Mordwerkzeugen, und als wenn an der Richtigkeit ihre Voraussetzung gar nicht mehr zu zweifeln möglich wäre, stürzten sie mit Wuthgeschrei gegen das Wirthshaus.

Inzwischen war Schlome doch von freundlicher Hand gewarnt worden. Ein israelitischer Einwohner von Alma war vorausgeeilt und setzte ihn von dem Sturm in Kenntniß, der sich gegen ihn vorbereitete. Als daher der Troß in das Wirthshaus kam, fand er nichts, als Gitl, die vierzehnjährige Tochter Schlome's, die eines heftigens Fieberanfalles wegen nicht im Stande war, dem Vater auf der Flucht zu folgen. Die Zeit drängte, Gitl beschwor ihn fortzueilen, und da er sich überzeugt glaubte, ihr drohe keine Gefahr, ließ er sie zurück und entfloh allein.

Diese Flucht, von der die Bauern bei genauer Durchsuchung des Hauses sich überzeugten, galt ihnen als ein unumstößlicher Beweis von der Schuld Schlome's; die Wuth wuchs und man fing an, sich an Gläsern und Flaschen zu vergreifen, Fenster einzuschlagen und Kasten zu erbrechen; schon ließen Stimmen sich vernehmen, man müsse dem Juden vergelten und ihm ebenfalls seine Tochter abschlachten; als der Richter des Dorfes vordrang und das Judenmädchen zu binden befahl. Thut ihr nichts zu leide, sprach er; denn, wenn sie auch nicht

ganz schuldlos ist, so muß man doch vorerst von ihr erfahren, wo ihr Vater sich versteckt hält.

Hatte der Richter, in seinem Innern von der Grundlosigkeit der Beschuldigung überzeugt, die Absicht, das arme Judenkind vor rohen Mißhandlungen zu schützen? Ich will dieses zur Ehre der Menschheit glauben, und ich bin zu dieser Annahme berechtigt, da er später geäußert haben soll, er wisse zwar nicht genau, ob die Juden sich bei ihren Osterbroden des Christenblutes nicht bedienen, da aber der Vorgang mit Schlome sich im Monat Juli zugetragen, so habe er durchaus an der Sache nicht zu glauben vermocht.

Mathis war eben dem nächtlichen Lager entstiegen und noch nicht völlig angekleidet, als Schlome athemlos und verwirrt im Aussehen unerwartet hereinkeuchte. „Mathis, rief er, nun wirst du mir zahlen; nun ist an dir die Reihe, mich gegen die unverschuldeten Angriffe rasender Menschen zu schützen." — Nachdem er, hierzu aufgefordert, erzählt hatte, was zu Alma vorging, reichte ihm Mathis treuherzig die Hand und sprach: „Sei unbesorgt, Schlome; ich werde, im Falle es nöthig sein sollte, dich eben so mit meinem Leben beschützen, als du es für mich zu thun bereit warst; es dürfte aber kaum Jemand einfallen, dich bei mir zu suchen." — „Doch, versetzte Schlome, ich glaube, bemerkt worden zu sein, als ich in dein Haus trat." — „Jedenfalls, sagte Mathis, soll mein Sohn nach Alma hinüber und uns Nachricht bringen, wie die Sachen drüben stehen."

Peter, der sechszehnjährige Sohn Mathisens, wurde berufen und über den Vorgang in Kenntniß gesetzt, dann gab ihm sein Vater den Auftrag nach Alma zu gehen, zu recognosciren, und Nachrichten zu bringen. Peter ging, aber bald darauf kam er ganz blaß wieder zurück und berichtete, die Kunde von dem abgeschlachteten Christen-

kinde sei bereits bis nach Ratany gedrungen, und da Jemand das Einschleichen Schlome's in Mathisens Wohnung bemerkt haben wollte, haben sich mehrere Bauern von Ratany zusammengethan, die mit dem Gedanken umgehen, hier einzudringen, eine Haussuchung vorzunehmen, und Schlome, wenn er gefunden werden sollte, nach Alma zu führen.

„Gehe du durch den Garten den Feldweg nach Alma, mein Sohn," gebot Mathis, „du bist um so schneller dort und kannst uns auch schneller Nachricht bringen. Da bereits heller Tag geworden ist, könnte es leicht sein, daß man das vermißte Kind schon aufgefunden hat." Als Peter forteilte, bat ihn Schlome auch über Gitl Nachricht einzuziehen.

„Wir haben nun keine Zeit zu verlieren" sprach Mathis zu Schlome. Ziehe hier meine Schlafmütze über die Ohren und lege dich auf diese Bank. Ich werde dich mit meiner Bunda (Bauernpelz) zudecken. Verhalte dich ruhig und laß nur mich machen. Dringt die Rotte herein, werde ich es schon so machen, daß man mich anstatt deiner fortführt; bin ich aber fort, dann setze meinen breiten Hut auf, gehe durch den Garten und suche die Straße nach D...; dort ist eine Judengemeinde und der Sitz des Oberstuhlrichteramtes, das dich schützen muß. Bis die verblendeten Bauern mich und ihren Mißgriff erkennen, bist du schon in Sicherheit.

Schlome nahm die angedeutete Position ein; Mathis aber holte aus seinem Kasten die Tefilin, umwand sich dieselben nach der aus der Erfahrung erlernten Methode, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch vollkommen regelrecht dabei verfahre, hüllte sich in das alte Thalith, setzte sich Schlome's Helm auf den Kopf und wartete der Dinge die vielleicht kommen sollten, und die auch gar nicht lange auf sich warten ließen. Ein heftiges Gepol-

ter von der Straße her, kündigte die Annäherung des bäuerlichen Inquisitions-Tribunals an.

Mathis stellte sich an die Wand und machte chassidäische Gesticulationen.

Zehn bis zwölf Bauern drangen in das Zimmer. „Aha! Schau, da ist er ja, der Bluttrinker!“ riefen die Eindringenden, als sie Mathis in seiner Verkleidung gewahrten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Fort mit ihm nach Alma! Fort mit ihm!“

Zwei Bauern faßten ihn an beiden Armen, schleppten ihn fort, während die Andern von hinten nachstießen, wiewohl er gar keinen Widerstand leistete. Nur hielt er das Thalit so fest, daß sein Gesicht stets verhüllt blieb, und beinahe nichts als das große Tefilin-Gehäuse an seiner Stirne sichtbar war. Der Bauernandrang ward während des Zuges immer größer, es bildete sich ordentlich ein Menschenknäuel, der immer dichter wurde; in der verblendeten Wuth fiel es den Leuten nicht einmal ein, ihrem Opfer ins Gesicht schauen zu wollen, und es hätte vielleicht auch der Verhüllung durch das Thalith nicht bedurft.

Drei viertel des Wegs waren bereits zurückgelegt. Mathis fing das Drängen und Stoßen an gar zu unbequem zu werden, da dachte er: Freund Schlome ist bereits geborgen, wozu also länger die Maskerade? Mit einem kräftigen Stoß entwand er sich seinen Führern, warf das Thalith von sich herab, riß die Tefilin vom Haupte und erhob ein lautschallendes Gelächter.

Plötzlich stand die Schaar ganz verblüfft da. „Mathis! Herr Mathis! Gevatter Mathis! Vetter Mathis! Nachbar Mathis!“ das waren die Ausrufungen, in denen sich in den ersten Momenten die Verblüfftheit durch die unerwartete Enttäuschung kund gab, und die Einfältigern stimmten sogar in das Gelächter mit ein; bei Mehrern jedoch

trat bald das Gefühl der Gereiztheit ein, es ging ihnen ja ein so schön geträumtes Schauspiel verloren; sie waren obendrein die Gefoppten, der schlaue Mathis hatte Komödie mit ihnen gespielt, und wird sich nun das ganze Jahr über sie lustig machen.

„Mathis, rief Einer, das wird dir wenig nutzen. Du hast den Juden versteckt und du mußt ihn ausliefern, wir lassen dich nicht los."

„Heraus mit dem Juden, schrie ein Anderer, sonst kommen die Almaer über uns und stecken uns die Häuser in Brand!" Dabei rissen sich Mehrere um das Talith, das ein Opfer des Un- und Muthwillens wurde; mit echt vandalischer Wuth wurde es endlich in Fetzen zerrissen. Man hätte sich ohne Zweifel eben so an die Tefilin vergriffen, allein Mathis hatte sie bei Zeiten in die Busentasche seiner Weste gesteckt. Mathis befand sich eben nicht in der angenehmsten Lage!, denn man war entschlossen, ihn den Almaern zu überliefern, die ihn schon zwingen werden, den Aufenthaltsort des jüdischen Verbrechers zu verrathen.

Auf einmal sah man von Ferne Peter daherrennen. Er machte Zeichen mit der Hand, die man sich aber nicht zu erklären verstand, bis er endlich in die Hörweite der Bauern kam und ihnen zurief: „Das Mädchen ist gefunden; ich habe sie gefunden, es ist ihr gar kein Leid widerfahren!"

So war es auch in der That.

Als Peter hinter den Gärten auf dem Fußpfade den Weg nach Alma machte und schon nahe an der Einbiegung in das Dorf war, fand er ein weinendes Mädchen neben einem Gebüsche sitzend und händeringend; Peter zweifelte nicht, daß es dasselbe Mädchen sei, welches man suchte. Durch freundliches Fragen und Zureden brachte er heraus, daß der Brandwein, den es bei

Schlome gekauft, einen solchen Reiz auf den begehrlichen Gaumen des Mädchens übte, daß es davon zu verkosten begann', wiederholte aber das so oft, bis es ein bemerkbares Deficit in dem Fläschchen zu sehen war. Trotz der Betäubung, die sich ihrer nach und nach bemächtigte, fühlte sie doch instinktmäßig, sie dürfe mit diesem sichtbaren Abgang in der Flasche vor dem Vater nicht erscheinen, ohne der gräulichsten Mißhandlung sich auszusetzen; sie nahm daher in ihrem Wege eine andere Richtung, schwankte von Gasse zu Gasse, konnte sich aber nicht mehr entsinnen, wie sie an dieses Gebüsch gekommen und eingeschlummert sei. Eben erwacht, rief ihr das halbleere Fläschchen das gestern Abend Vorgegangene ins Gedächtniß; sie traute sich jetzt um so weniger zurückzukehren in das väterliche Haus, und die Verzweiflung preßte ihr Thränen und Jammertöne aus.

Peter erbot sich, das verzweifelnde Mädchen zu den Eltern zu bringen und sie vor den gefürchteten Mißhandlungen zu schützen, welchem Erbieten sie erst dann zu widerstehen aufhörte, als er ihr Geld gab, um frischen Brandwein zu kaufen. Sie war klug, oder erfahren genug einzusehen, daß des Vaters Amnestie viel leichter zu erwirken sein werde, wenn der Anblick des vollen Brantweinfläschchens beschwichtigend das Gemüth mild stimmen würde.

Das Haus des Dorfrichters zu Alma war von wuthentbrannten, blutdürstigen Bauern umlagert, man wollte durchaus das Judenmädchen heraus haben, um Rache an demselben zu nehmen. Die arme Gitl hörte das Verlangen der tobenden Menge und erbebte.

Auf einmal ward draußen alles stille. Peter kam, das vermißte, aber unversehrt gebliebene Kind an der Hand führend. Er wurde umringt, er erzählte und das weinende Mädchen bestätigte die Wahrheit. Nun schlichen

die Tumultanten Einer nach dem Andern fort. Nur wenige von ihnen fühlten sich beschämt, mehrere waren verlegen darüber, wie sie ihre Theilnahme an dem Excesse ableugnen könnten, und Einige auch blieben steif und fest dabei, wenn das Mädchen nicht gefunden worden wäre, dann wäre gewiß die einzige Ursache die gewesen, daß es Schlome abgeschlachtet hätte.

Der Vater des Kindes beruhigte sich, als er in der Hand desselben das Geld sah, das ihm Peter gegeben hatte, welches hinreichte, das Fehlende in der Flasche mehr als dreifach zu ersetzen.

Gitl vermochte es kaum zu fassen, als Peter zu ihr in den Kerker drang und mit freudiger Theilnahme ihr zurief, das verlorne Mädchen sei gefunden, sie möge sich beruhigen und mit ihm zu ihrem Vater gehen. Die Erwähnung ihres Vaters machte sie plötzlich ihrer selbst vergessen, sie brach in Thränen aus. „Mein Vater, schrie sie, wo ist mein Vater? ich will ihn sehen!“ „Sei ruhig, Gitl, sprach Peter gerührt, dein Vater ist bei den meinen, es ist ihm gar nichts Schlimmes widerfahren, und du kannst mit mir zu ihm hingehen.“

Auf Peters festen Arm gestützt, vermochte sie dennoch kaum ihre Wohnung zu erreichen. Hier angelangt fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Peter war in Verzweiflung. Er warf sich vor sie auf das Knie und bat sie mit heißen Thränen in den Augen, doch nur zu erwachen. Er schob das flaumenreiche lange Haar von dem runden reizenden, wenn auch blassen Gesichtchen; er drückte unwillkührlich einen brennenden Kuß auf die üppig geschwellten Lippen, wobei seine warmen Zähren ihr Antlitz netzten, und — sie erwachte. „Wo ist mein Vater?“ war ihre erste Frage „Er soll gleich hier sein, theure Gitl, versicherte der entzückte Jüngling, ich laufe sogleich um ihn zu holen.

Aber — fügte er traurig hinzu — ich kann dich ja doch nicht allein hier zurücklassen, du bist ja krank! — Ach, nein, guter, lieber Peter, versetzte sie, mir ist besser, und wenn ich nur erst den Vater bei mir sehe, dann ist Alles wieder gut.“

Peter ging zögernd von dannen. Wir wissen bereits, in welcher bedrohlichen Gesellschaft er seinen eigenen Vater auf dem Wege traf. Er erzählte, wie die Dinge in Alma eine aufklärende Wendung genommen haben. Die Wirkung dieser Erzählung auf die Ratanyer Bauern gegenüber dem Mathis, der — weil reich — ihnen stets ein Herr Vetter, Herr Nachbar, Herr Gevatter und ein liebster Mathis war, mag sicherlich eine peinliche gewesen sein; allein Mathis war wacker und klug genug, das heutige Verfahren gegen ihn ins Scherzhafte zu ziehen. — Peter erfuhr, daß Schlome nach D... geflüchtet sei, und bei all' seiner Müdigkeit eilte er hin, um den gewiß schwerbesorgten Mann zu beruhigen und ihn zu Gitl zurückzubringen. Peter war in der That ein herzensguter Junge; die Freundschaft seines Vaters für Schlome machte, daß auch er demselben gut war; seit heute Morgen hatte er, ohne zu wissen warum, und ohne daß die Frage warum ihm auch nur in den Sinn gekommen wäre, für die vierzehnjährige Gitl ein besonderes Interesse, daher die Scene des ersten Wiedersehens zwischen Vater und Tochter ein nie geahnter Seelengenuß für ihn war, und als Gitl endlich ihre schönen blauen Augen, worin ihre ganze reine unschuldvolle Seele lag, zu ihm erhob und sprach: „Du warst unser rettender Engel, Peter,“ fing der gerührte Jüngling zu schluchzen an, und wäre gern bereit gewesen, sich selber für Gitl den Hals durchschneiden zu lassen. Wie so gerne wäre er länger geblieben, wie schwer fiel es ihm, sich von dem jungen Wesen zu trennen, allein zu Hause harrte seiner die Arbeit;

er ging und seit diesem Tage war Gitl ein Gegenstand, mit dem seine Phantasie sich unaufhörlich beschäftigte. Im Anfange schloß sich seinen Gedanken stets als Refrain der Ausruf an: „Wenn nur Gitl keine Jüdin wäre!" später pflegte er zu rufen: „Ach, wenn ich nur als Jude geboren wäre!" Er war Protestant.

Schlome hatte manchen Verlust zu beklagen; denn man war an jenem schrecklichen Abend in seiner Wohnung nicht sehr glimpflich mit seinen Habseligkeiten umgegangen; er tröstete sich jedoch darüber und bald kehrte die gewohnte Ordnung bei ihm ein. Gitl strotzte wieder in blühender Gesundheit, und es war in dem ganzen Dorfe Alma kein einziger Bauer, der dem Schlome nicht betheuert hätte, es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, ihn eines eben so absurden als argen Verbrechens zu beschuldigen. — Gitl dachte ebenfalls sehr oft an Peter — der wohl auch manchen Sonntag auf Besuch nach Alma kam — wenn ihr aber auch manchmal der Wunsch in die Seele kam: wenn doch Peter ein Israelite wäre, so gibt das uns doch keinen Grund auf gewisse Herzensgefühle zu schließen, die sich bei thätigen, arbeitsamen Landmädchen selten schon im fünfzehnten Lebensjahre entwickeln. Es mochte bei ihr blos ein Ausfluß confessioneller Ueberzeugung sein.

In einer der nächsten Nächte, da Schlome eben im schlaflosen Zustande seiner Beziehung zu Mathis gedachte, fiel es ihm ein, daß bei demselben sich noch immer die Tefilin seines Großvaters befänden; es schien ihm sündhaft, einen Gegenstand so heiliger Verehrung für den Juden, einer profanen Hand zu überlassen. Am nächsten Morgen hielt er es daher für sein nothwendigstes Geschäft, seinem Freunde in Ratany einen Besuch zu machen.

Ein alter jüdischer Schriftsteller sagt: Die Höhe des

Himmels, die Tiefe der Erde und die Weite des menschlichen Herzens sind unerforschlich.“ Da dem guten Manne die mathematische Feststellung der Periferie und des Diameters unseres Erdballs zur Zeit ein Geheimniß war, so müssen wir ihm die Paralelle hingehen lassen; insofern er aber die Absicht hatte, die Unerforschlichkeit des menschlichen Gemüthes auf eine frappante Weise zu veranschaulichen, müssen wir seinem poetischen Talente Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Nach all' dem, was zwischen Schlome und Mathis vorgegangen, mußte uns sicherlich der Gedanke am fernsten liegen, als könnte jemals zwischen diesen zwei Personen eine tödtliche Feindschaft bestehen, und dennoch reichte eine viertelstündige Unterredung hin, einen solchen Zustand herbeizuführen.

Mathis ging dem Schlome freundlich entgegen und reichte ihm treuherzig die Hand.

Grüß' dich der Himmel, Schlome, was für angenehmer Zufall führt dich zu mir?

Eine Kleinigkeit, Mathis; es ist mir in der letzten Nacht erinnerlich geworden, daß meine Tefilin sich noch immer bei dir befinden, ich bin also eigens herübergekommen sie abzuholen.

Schlome, mein Freund, das geht nicht. Siehe, diese Tefilin sind mir nunmehr ein doppelt werthes Andenken geworden; einmal haben sie mich aus einer Todesgefahr gerettet, und dann gaben sie mir Gelegenheit, dir meine Erkenntlichkeit durch einen Gegendienst zu erweisen. Ich gebe sie nicht her.

Ich kann sie dir aber nicht überlassen.

Kaufe dir Andere, Schlome, ich bezahle sie.

Ich brauche keine Andern, denn zu meinem Gebrauche besitze ich schönere, ich kann dir aber diese doch nicht lassen.

Ich gebe dir zehn Thaler für die Tefilin, damit ist es abgemacht.

Damit ist es ganz und gar nicht abgemacht, denn ich will meine Tefilin.

So bestimme du den Preis, wenn ich ihn zu zahlen im Stande bin, leiste ich ihn.

Wer sagt dir, daß ich einen Preis auf sie setze? Sie sind mir um keinen Preis feil: ich will die Tefilin.

Ich gebe sie aber nicht her.

Du mußt, denn du nahmst sie ja ohne mein Vorwissen, ich habe sie dir nicht geschenkt.

Warum willst du sie denn aber durchaus, da du sie doch nicht brauchst?

Die Tefilin sind bei uns ein Heiligthum, daher will ich sie nicht in unreinen Händen lassen.

Mathis durch den Starrsinn Schlome's ohnehin schon in hohem Grade aufgeregt, kam bei dem nicht zu entschuldigenden ehrenrührigen Ausdruck „unreine Hände. vollends in Wuth. Er sprang hin, riß einen Schrank auf, zog aus demselben die Tefllin hervor, warf sie dem Schlome auf den Tisch hin und rief vor Grimm: „Hier hast du deine Tefilin, und nun verlasse augenblicklich dieses Zimmer, sonst massakriren dich diese unreinen Hände. Du sollst aber an Mathis denken, so lange du lebst!“

Schlome nahm seine Tefilin, küßte sie und entfernte sich mit betrübtem Herzen darüber, den Freund ohne Absichtlichkeit so sehr beleidigt zu haben. In der Einfalt seines Herzens, vielleicht auch im Unmuthe über die Weigerung ihm sein Heiligthum zurückzugeben, hatte er sich eines Ausdruckes bedient, dessen kränkende Bedeutung er nicht erwog, und der mit den wahrhaft religiösen Begriffen des Judenthums nicht im Einklange ist.

Mathis aber wüthete noch lange fort, und glaubte sich in seinem religiösen Gefühle verpflichtet, Rache zu

nehmen für die ihm angethane Schmach, und bald faßte er den Entschluß — seinen nunmehrigen Feind zu verderben. Der Plan war kaum entworfen und schon wurde zur Ausführung geschritten.

Noch an demselben Tage finden wir Mathis in dem herrschaftlichen Schlosse zu Alma in einer Unterredung mit dem Rentmeister. Er wußte, daß die Pachtzeit für das Wirthshaus bald sich zu Ende neigte, und erbot sich für die Zukunft zu einem Pachtschilling von jährlichen fünfhundert Gulden, während Schlome bisher kaum die Summe von dreihundert zu erschwingen vermochte. Der humane Beamte behielt sich für den langjährigen bisherigen Pächter blos die Prärogative vor, im Falle Schlome denselben Pachtschilling sollte erlegen wollen. Der arme Schlome aber, der am folgenden Tage auf das Rentmeisteramt beschieden und befragt wurde, gestand mit Schmerz, daß er mit dem reichen Mathis, dem viele Mittel zu Gebote stünden, den Verlust von der einen Seite auf der andern zu ersetzen, nicht concuriren könne und daher gezwungen sei zurückzutreten.

Zu Ende der Pachtzeit raffte Schlome seine geringen Habseligkeiten zusammen und bezog mit Gitl ein gemiethetes Zimmer.

Mathis bezog das Pachthaus zu Alma und überließ dem Peter die Wirthschaft zu Ratany. Es wird wohl Niemanden auffallen zu vernehmen, daß dem Peter von dem Vater auch jeder Besuch bei Schlome untersagt wurde. Peter war ein gehorsamer Sohn, er übertrat des Vaters Verbot nicht. Es fiel ihm das um so leichter, da er eben nach Schlome keine sonderliche Sehnsucht hatte. Aber Gitl?

Gitl war die einzige Stütze ihres Vaters, der nun gar keinen Nahrungszweig hatte und seine geringe Baarschaft nach und nach schwinden sah; sie hatte das Korb-

flechten erlernt und betrieb es nunmehr als Geschäft zur Lebenserhaltung. Sie arbeitete Tag und Nacht, und jeden Dienstag zog sie mit dem fertigen Vorrath auf den Wochenmarkt in die nächste Stadt. Seitdem Peter dieses in Erfahrung brachte, hatte er ebenfalls jeden Dienstag etwas in der Stadt zu thun: entweder er führte von seinen Feld- und Gartenprodukten zu Markte, oder er mußte bald dieses bald jenes in der Stadt kaufen. Er machte jedesmal einen kleinen Umweg, um Gitl mit ihrem Waarenvorrath auf den Wagen zu nehmen. In der Stadt war er ihr auf alle mögliche Weise nützlich, und führte sie dann stets wieder nach Hause. — Für Peter war deshalb jeder Dienstag ein Festtag; derselbe verwandelte sich aber stets in einen Trauertag, wenn zufällig wirklich ein Festtag auf ihn fiel, an dem kein Wochenmarkt abgehalten wurde. Gitl war von den vielen Beweisen liebevoller Ergebenheit innig gerührt, und wenn sie jetzt, im Alter etwas vorgerückt, bisweilen dachte: „wenn doch nur Peter ein Israelite wäre“, so ist wohl mit Recht anzunehmen, daß dieser Wunsch nicht blos von rein religiösen Motiven getragen wurde.

Dieser Zustand der Dinge dauerte ungefähr zwei volle Jahre fort, bis endlich Peter einmal eine Stunde lang mit seinem Wagen auf der Strasse vergebens wartete. Gitl kam nicht, daher wollte er seine Ladung an Erdäpfeln heute auch nicht zu Markte führen. Er fuhr unruhig und traurig wieder nach Hause.

„Die arme Gitl, dachte er, ist sicherlich krank! Sie sah schon am letzten Dienstag so blaß aus und beklagte sich über Unwohlsein. Mein Gott!“

Peter hatte es wirklich errathen: Gitl war krank, und lag zu Bette. Die Arbeit ruhte, und der Mangel, mit seinem ganzen niederdrückenden Gefolge, stellte sich nach und nach in Schlome's Hütte ein. Was nur einiger-

maßen entbehrlich schien, war bereits verkauft oder versetzt, und nun stand Schlome rathlos am Krankenlager der einzigen, geliebten Tochter; er hatte für ihre vertrocknete Zunge nichts — als kaltes Wasser. Er selbst hatte gestern Abend das letzte Stück von seinem Vorrath an Brod aufgezehrt, er dachte jedoch nicht daran, daß er heute werde fasten müssen, und daß er auf morgen keine bessern Aussichten vor sich habe; nur Gitl's Zustand preßte ihm die Brust zusammen: was sollte, was konnte er für sie thun? Sie selbst, die Mittellosigkeit des Hauses wohl kennend, und die Verzweiflung des armen Vaters errathend, streckte ihm lächelnd die Hand hin. Sorge nur für dich, guter Vater, sprach sie; ich bin nicht hungrig, und so lange ich krank bin brauche ich gar nichts; so bald ich genese, wird alles wieder gut."

Diese Worte gaben wohl Zeugniß von dem frommen Sinn der Leidenden, waren aber zur Beruhigung für den besorgten Vater nicht geeignet. Da wendete er sein Gesicht ab, zerdrückte eine warme Thräne im Augenwinkel, dann holte er aus dem Schranke das Beutelchen mit den Tefilin und entfernt sich. Geht er beten? das hat ja der fromme Mann heute schon gethan; will er etwa die Tefilin verkaufen oder versetzen? Wer soll ihm in diesem Dorfe dafür auch nur eine kleine Münze zu geben sich entschließen? Wir wollen sehen.

Schlome geht direkt ins Wirthshaus, und bald steht er vor Mathis.

„Mathis, spricht er, indem er ihm das wohlbekannte Beutelchen hinreicht, einst hast du mir für diese Tefilin zehn Thaler angeboten, wenn sie für dich nicht allen Werth verloren haben, nimm sie als Unterpfand, und leihe mir nur zwei Thaler, sonst muß ich meine arme Gitl vor meinen Augen verschmachten sehen."

Seit zwei Jahren hatten sich die ehemals so intimen Freunde nicht gesehen.

War nun schon der bloße Anblick des zusammengeschrumpften, verhungerten und von Gram und Elend grau gewordenen Schlome ein tief erschütternder für Mathis, so fühlte er sich durch die Ansprache und durch den Hinblick auf die Tefilin wie vernichtet. Das Gewissen, das ihm bisher manchmal nun leise und vorübergehend daran mahnte, daß er Jemanden unglücklich gemacht, der einst uneigennützig für ihn das Leben in Gefahr setzte, das Gewissen fing jetzt plötzlich in seinem ehrlichen Busen mit einem schweren Hammer zu schlagen an. Derjenige, der einst in diesem Zimmer den kräftigen Arm erhoben hatte, entschlossen den Freund zu vertheidigen: er stand jetzt vor ihm gebeugt von Sorgen, die er, der Freund, über ihn brachte!

Beschämt und verwirrt griff Mathis nach seiner Brieftasche, langte eine Banknote von zehn Gulden hervor und reichte sie hin mit den Worten: Es bedarf von dir keines Unterpfandes. Du hast mich zwar beschimpft, ich habe deßwegen aber doch nicht aufgehört zu wissen, daß du der ehrliche Schlome bist."

Schlome nahm die dargereichte Note, sagte blos schluchzend: „Ich danke Mathis" und entfernte sich.

Mathis sah den Mann schluchzend weggehen, und konnte sich selbst der Thränen nicht erwehren. Das rächende Gewissen fing in ihm zu sprechen an. „Du hättest ihm — so sprach es — für den Schimpf, deinen Umgang entziehen, aber keineswegs den Bissen Brod vom Munde reißen sollen. Zwei Stunden darauf schickte er nach Ratany und ließ Peter zu sich kommen. Mein Sohn, sprach er zu diesem, dem Schlome geht es schlecht."

Peter erröthete.

„Seine Tochter Gitl, fuhr er fort, ist schwer erkrankt."

Peter erblaßte. Mathis bemerkte es nicht; denn er war über das, was er zu sagen hatte selbst etwas befangen, und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Der Schlome ist zwar nicht mehr mein Freund — — das ist wahr — aber — verhungern will ich ihn denn doch nicht lassen, und seine Tochter soll auch nicht hilflos verschmachten.“

— Gewiß nicht, Vater, rief Peter.

— Weißt du was, Peter?

— Was denn, Vater?

— Laß doch gleich einen Sack Mehl und einen Sack Erdäpfel zu Schlome hinführen, dieses Fläschchen Tokayer aber und dieses Pfund Zwieback mußt du selbst für die Kranke hintragen, und — sieh dich dort ein Wenig um, Peter, was denn sonst noch Noth thut.“

Peter that nicht nur pünktlich, wie ihm befohlen wurde, sondern fügte der Sendung aus eigener Machtvollkommenheit ein Paar Hühner, Butter, Käse, Eier und noch so manches bei, und nach einer kleinen Stunde saß er schon an Gitl's Bette, und machte ihr und ihrem Vater bittere Vorwürfe, daß sie ihm nicht längst vertraut, und ihre häusliche Lage ihm nicht entdeckt haben. Er schickte sogleich einen Wagen nach V . . um den Doktor, und ging nicht fort bis dieser kam, ihm in Bezug auf die Kranke beruhigende Versicherungen gab, und ihm versprach, täglich seine Besuche zu wiederholen. — Von diesem Tage an kam Peter täglich nach Alma und verweilte stundenlang an dem Lager der Kranken, und ließ nicht ab, bis er zwischen seinem Vater und Schlome eine vollständige Aussöhnung zu Stande brachte. Jetzt besuchte auch Mathis sehr oft die Kranke, die unter der bessern Pflege sehr bald auf dem Wege der Wiedergenesung sich befand, und so hatte er jetzt Gelegenheit, die immer schöner aufblühende Gitl mit allen ihren einnehmenden Eigenschaften kennen und schätzen zu lernen.

Als er aber zu seinem nicht geringen Schrecken die feurige Zuneigung seines Sohnes zu dem Judenmädchen bemerkte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier die Schranke des Religionsbekenntnisses keine Vereinigung gestatte. — Auch Schlome war nicht blind; er sah, daß die jungen Leute Gefühle für einander hegten, welche jene, menschenfreundlicher Theilnahme auf der einen, und der Erkenntlichkeit auf der andern Seite weit überstiegen, und seine Brust war nicht wenig beengt. In mancher schlaflosen Nacht, die er deßwegen hatte, stand der Wunsch lebhaft vor seiner Seele: „Ach, wenn der gute wackere Peter doch nur Israelite wäre!"

Indessen ward die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute immer stärker und auffälliger; weder Mathis noch Schlome konnten länger die zunehmende Gewalt der Leidenschaft ohne begründete Besorgniß mitansehen; sie theilten einander hierüber ihre Bedenklichkeiten und Befürchtungen mit, beriethen sich über die zu ergreifenden Maßregeln, deren Ausführung sie nur deßwegen von einem Tage auf den andern verschoben, weil sie dem Gesundheitszustand Gitl's noch nicht zutrauten, einen Sturm aushalten zu können. Bis sie aber diesem erwünschten Zeitpunkte wirklich nahe genug waren — verfiel Schlome selbst in eine bedrohliche Krankheit, die der herbeigeholte Arzt sogleich als so gefährlich erkannte, daß er auf schonende Weise dem Kranken bedeutete, sein Haus zu bestellen. Mathis bewährte sich als treuer Freund; es war, als hätte der frühere Zwist, wie ein die Luft reinigendes Gewitter, jede trübe Wolke des Egoismus und der Vorurtheile gänzlich verscheucht, und er bekundete seine Freundschaft für Schlome dadurch, daß seine freigebige Hand keinen Mangel aufkommen ließ; er brachte auch den größten Theil des Tages an seinem Krankenbette zu. — „Mathis, sagte einst Schlome zu diesem,

ich fühle meine irdische Auflösung nahe bevorstehend und somit hat meine arme Gitl keinen menschlichen Beschützer außer dir. Ich sterbe aber deßwegen ruhig, denn ich kenne dein wackeres Herz. Eines jedoch mußt du mir zusichern, wenn meine Sterbestunde mir nicht zu einer Folterqual werden soll. Gelobe mir nämlich, daß du nicht nur zur Verleugnung ihres Glaubens sie niemals bereden, sondern nach Kräften es hintertreiben werdest, wenn jene unselige Leidenschaft sie dazu geneigt machen sollte." Mathis reichte ihm die Hand und gab ihm die verlangte Betheuerung. Wenige Stunden hernach war Schlome eine Leiche.

Gitl weinte, Mathis trauerte; Peter weinte mit Gitl und trauerte mit Mathis.

Weder Thränen noch Trauer um Verluste bestehen gegen die Macht der Zeit.

Mathis wollte zwar Gitl gänzlich zu sich ins Haus nehmen und ihr die Führung der Hauswirthschaft anvertrauen, da sich jedoch das fromme Judenmädchen scheute, die Kost in dem Hause ihres Beschützers zu nehmen, wurde sie bei einer Judenfamilie in dem Dorfe untergebracht, die Vor- und Nachmittagsstunden aber brachte sie in Mathisens Wohnung zu, und es darf wohl nicht erst berichtet werden, daß Peter nun viel öfter als früher das väterliche Haus besuchte.

Mathis sah ein, daß dieser Zustand ohne moralische und physische Gefahr nicht länger so bleiben dürfe und er entschloß sich zu einem energischen Mittel: Er gab einigen Israeliten Aufträge für Gitl eine „gute Partie" vorzuschlagen; er versprach eine Ausstattung, wie für ein ordentliches Bauernmädchen, einige hundert Gulden baares Geld und die Uebergabe der Pachtung zu Alma. — Ist nur einmal Gitl verheirathet, dachte Mathis, dann schlägt sich Peter die Sache leichter aus dem Kopfe; er

wird sich dann selber nach einer Frau umsehen und bald eine finden, denn er ist ein schmucker Junge und mein einziger Erbe. Nach kurzer Zeit wird er so wie Gitl über die jugendliche Thorheit lachen.

Der gute Mathis nahm jedoch die Sache viel zu leicht Der erste Israelite, der sich bei Gitl als Freier einstellte, wurde mit so vieler Gleichgiltigkeit, ja mit offenbarem Widerwillen behandelt, daß er gern wieder abzog und die einzige Folge davon war, daß Gitl nun alle Morgen mit verweinten Augen erschien, und daß bei Peter die Traurigkeit derart zunahm. daß die Annäherung einer Krankheit bei ihm zu fürchten stand.

„Aber sage mir doch, mein Sohn, worauf du eigentlich hoffst, fragte ihn Mathis."

„Auf nichts, Vater, war die wehmüthige Antwort; so viel aber ist gewiß, daß ich niemals heirathen werde, da denn einmal Gitl nicht mein Weib werden kann, und daß ich mich erschieße, wenn sie das Weib eines Andern wird."

Mathis konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Er sah zwei Personen, die ihm so theuer waren wie das eigene Leben, sich in der Gluth der Leidenschaft aufzehren; er fühlte, daß sein Sohn das, was er drohte, auch ausführen würde, denn er selbst hätte es vor vierundzwanzig Jahren nicht anders gemacht, wenn er die schöne Müller-Lori nicht zum Weibe bekommen hätte.

Er faßte einen Entschluß.

Am andern Morgen beschied er Peter und Gitl zu sich, ließ beide neben sich auf die Bank setzen und redete sie mit folgenden Worten an: „Höret mich an, Kinder, ich will einmal der Narrethei ein Ende machen. Einer gemischten Ehe zwischen euch steht hier zu Lande alles im Wege, daß Gitl protestantisch werde, ist gar nicht denkbar; sie wird nie von dem Glauben lassen, in

dem sie erzogen wurde; überdieß habe ich ihrem sterbenden Vater angelobt, dies niemals zu gestatten; aber dir, Peter, der mit den jüdischen Gebräuchen bekannt, den Gott der Juden als denselben Gott der Protestanten erkannt, dir kömmt es nicht schwer an, eine Hülle mit der andern zu wechseln. Liegt doch derselbe ewig frische Kern in der Gottesidee jeder Religion. Ehe dein Leib verderbe, schwinge sich deine Seele, wenn auch unter andern Gebeten und Gebräuchen zu dem Gotte der Juden. Ich will und kann es nicht zusehen, daß diese Qualen euch zu traurigem Ende führen. So ziehet denn in Gottes Namen nach Amerika, dort werden die Landesgesetze euerer Verbindung keine Hindernisse bereiten.

Meinen väterlichen Segen und hinlängliche Reisespesen werde ich euch mitgeben. Sobald ihr ehelich verbunden seid, schicket mir einen Boten. Diese Tefilin Schlome's halte mir in Ehren, Peter, mögen sie deinen ersten Wandel im neuen Glauben begleiten.

Wer mir diese Tefilin überbringt, wird mir als vollkommen verläßlich erscheinen. Mit denselben werde ich euch diejenige Summe schicken, die ihr mir als nothwendig zum Ankauf und zur Einrichtumg einer Bauernwirthschaft angeben werdet. Mein Großvater zog einst aus Deutschland herein, um sich hier anzusiedeln, so mag nun sein Urenkel wieder hinaus, um anderwärts sein Glück zu gründen.

Die jungen Leute fielen Mathisen um den Hals und erdrückten ihn fast mit ihren Küssen. Es waren drei überselige Menschen und nur der Gedanke der Trennung war die trübe Wolke an ihrem heitern Himmel.

Das Projekt wurde bald ausgeführt und ich habe bereits erzählt, daß ich Augenzeuge war, wie der Bote die Tefilin und somit die erste Nachricht überbrachte.

Ich war nach wenigen Wochen so weit hergestellt, daß ich zu meinen Angehörigen nach Pest reisen konnte, wo ich durch weitere ärztliche Behandlung und durch den Beistand Gottes vollkommen genas.

Es war ungefähr ein Jahr später, als ich einem Pferdesensalen den Auftrag gab, mir zwei gute Rosse zum Ankauf auszusuchen. Es war Marktzeit und er führte mich auf den Roßplatz.

Es war eine angenehme Ueberraschung für mich, hier den braven Mathis zu finden. Er hatte vier herrliche Rosse bei sich, von welchen er zwei zum Verkaufe anbot. Er erkannte mich ebenfalls und bezeugte seine Freude darüber, mich gänzlich geheilt zu sehen. Wir wurden über den Preis für die zwei Thiere einig, nur wollte ich sie Nachmittag probefahren und dann bezahlen. „Herr, sagte Mathis, ich will heute weiterreisen und wiewohl ich für die Mackellosigkeit der Pferde hafte, verlange ich doch vor der Hand kein Geld. Nach drei Monaten sende ich Ihnen eine Adresse zu, unter welcher Sie mir das Geld mit der Post zukommen lassen werden.“

Wie? fragte ich erstaunt, „reisen Sie nicht nach Alma zurück?“ — Nein erwiderte er. Ein zweiter Bote brachte mir neulich die Nachricht von einem Enkelchen, und nun hält es mich nicht länger. Ich verkaufte meine Besitzungen zu Natany und Alma und bin jetzt im Begriffe, mich zu meinen Kindern zu begeben und mich bei ihnen einzurichten.

Nach drei Monaten schickte ich der erhaltenen Weisung gemäß den Preis für die Pferde nach New-York, in dessen Nähe Peter eine große einträgliche Farm besitzt.

L. Horowitz.

B) Allgemeine Chronik.

Dr. Stein, früher Rabbiner in Filehne, dann in Danzig, ist zum Prediger an der Meiselsynagoge zu Prag berufen worden. — Nach einer Mittheilung des „Ben Chananja" (1864, S. 263—64) beläuft sich die Seelenzahl der Juden im Regierungsbezirk Trier (Preußen) auf 5633. Die religiöse Richtung ist daselbst im Ganzen die conservative. Die meisten Kaufläden sind an Sabbat- und Feiertagen geschlossen. Alle Küchen werden nach streng jüdischem Ritus geführt. Der Gottesdienst wird nach alter Sitte geleitet; jedoch ist der Chorgesang, sowie die deutsche Predigt heimisch. Anstand, Ruhe und Ordnung während des Gottesdienstes sind durch eine Synagogenordnung ins Leben gerufen worden. Das Schulwesen aber läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Viele Gemeinden haben gar keinen oder nur einen unfähigen Lehrer; und dies geschieht, weil die Gemeinden sich sträuben, den Lehrer definitiv anzustellen. — Der Erzherzog Albrecht hat der jüdischen Gemeinde in Friedek (Oester. Schlesien) einen Hausgrund geschenkt, um die von der Gemeinde angestrebte Erbauung einer Synagoge zu ermöglichen. (Ben Chan. 1864, S. 287).

Die Wühlerei des Fanatismus in Miskolz (Ungarn) gegen den neuen Tempel dauert fort. Der dortige greise Rabbiner, der ganz streng orthodox ist, läßt sich aber durch nichts abschrecken. (Daselbst S. 270 u. f. w.).

Am Ueberschreitungsfeste 5624 ist in Bamberg eine neue Synagogenordnung vom Redacteur dieser Blätter eingeführt worden, worüber später mitgetheilt werden wird. —

Ueber die Bestrebungen zu Gunsten der Falascha's werden wir in einer besondern Abhandlung ausführliche Mittheilungen machen. —

Nach einer Corresp. im B. Ch. 1864, S. 331 bestehen in den meisten selbst kleineren Gemeinden des Regierungsbezirkes Trier Wohlthätigkeitsvereine verschiedener Art, von denen mehrere auch noch den schönen Zweck der Belehrung der Mitglieder durch Vorlesen und Erklären religiöser Bücher und jüdischer Zeitschriften verbinden. In Trier selbst sind folgende: a) Männer-Vereine: 1) חברה קדישא zur Bestattung der Todten. Bei den Leichenbegängnissen herrscht Anstand und Ordnung. — 2) Verein zur Unterstützung armer Kranken. — 3) Verein zum Beisteuern für Hausmiethe. — 4) u. 5) Zwei Vereine zur Vertheilung von Brennmaterial im Winter. — 6) Verein zur Erhaltung und Förderung des Chorgesanges im Gottesdienste. — 7) Noch ein schwacher Ueberrest einer חברה ש"ס. — b) Frauen-Vereine: 1) Zur Bekleidung armer Frauen. — 2) Zur Unterstützung von Waisen. 3) Zur Austheilung von Fleisch an die Armen an Festtagen. — 4) Zur Unterstützung und zur Pflege armer kranker Frauen. — An Peßach werden den Armen von den Zinsen einer Stiftung, die Kallmanische genannt, hinreichend Mazzoth (מצה) vertheilt. Außerdem werden im ganzen Regierungsbezirk Spenden abgegeben: 1) für den Hain'dorfischen Verein (zur Erlernung von Handwerken und Ausbildung von Elementarlehrern unter den Juden für Westphalen und Rheinland in Münster — Westphalen) — 2) für das jüdische Waisenhaus in Paderborn und 3) am Purim das מחצית השקל für die Armen in Palästina, welches Geld vom Oberrabbiner Kahn in Trier an Dr. Albert Cohn in Paris zur Vertheilung eingesendet wird. — Daß aber trotzdem viele „wandernde Bettler" diese Gemeinden sehr oft belästigen, ist eine traurige Thatsache, die hie und da entschuldigt, nie aber gerechtfertigt werden kann und darf. Ueber Wohlthätigkeitsvereine in Süddeutschland,

so wie über Gemeindezustände daselbst werden wir später berichten. —

Die Zustände des jüdischen Gemeindelebens in Würtemberg sollen nach Berichten in Lehmann's „Israelit" sehr unerquicklich sein. Die jüdische Oberkirchenbehörde gebehrdet sich als eine allein selig machende Institution und übt einen Druck auf die Gemüther aus, der oft dem religiösen Selbstbewußtsein lästig, ja sogar schädlich wird. Wenn auch die Farben bei der Darstellung etwa allzu grell aufgetragen sind, so muß doch die Hauptsache — der antijüdische Gewissenszwang — wahr sein, da die Facta nirgends widerlegt wurden. Die Oberkirchenbehörde hat keineswegs das Recht, sich in ein vornehmes Schweigen zu hüllen, und bloß ihren hierarchischen Gelüsten und Bestrebungen, nicht aber der Gewissensfreiheit Rechnung zu tragen. Die Ausschreitungen nach beiden Richtungen hin sind dem Judenthum gefährlich, und öffnen dem Indifferentismus Thür und Thor. —

Einer der bedeutendsten Talmudgelehrten unserer Tage, Herr M. L. Malbim, früher Rabbiner in Kempen (Herzogthum Posen), seit 1858 aber Oberrabbiner in Bukarest, wurde seit seinem Amtsantritte unaufhörlich daselbst von einer Partei verfolgt; und haben seine Gegner es dahin gebracht, daß Malbin in Folge einer Denunciation bei der Regierung seiner amtlichen Stellung entrissen, in's Gefängniß geworfen und dann über die Landesgrenze transportirt wurde. Obgleich uns die Zustände und Vorgänge nicht genau bekannt sind (wir trauen den in der Regel tendenziösen Berichten der Parteiblätter nur wenig), und wir zur Entschuldigung dieses fanatischen Vorgehens glauben, daß Malbim vielleicht nicht ganz aller Schuld frei sei, weil er den Werth der Eintracht und des Friedens unterschätzte: so ist jedenfalls das Verfahren der Gegner ein Schandfleck für die jü-

dische Gemeinde zu Bukarest. Die Thatsache ist empörend genug, als daß sie günstig beurtheilt werden könnte. Es ist eine Entweihung des göttlichen Namens (חלול השם) und eine Herabwürdigung der jüdischen Lehre und deren Pfleger. Wenn Malbim nur das einzige Verdienst hätte, ein tüchtiger Schriftgelehrter zu sein; wenn er nur das Verdienst hätte, die rabbinische Literatur durch sein emsiges Studium und durch seine vorzüglichen Arbeiten bereichert zu haben: so dürften gegen seine etwaigen Fehler mehr Schonung und Nachsicht geübt werden. Das sind die schädlichen Folgen des Fanatismus, der das Wohl der Menschheit unterwühlt. —

Der Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen in Frankfurt a. M. und zur Uebernahme von Gevatterschaften bei denselben (כורתי הברית) hat im Jahre 1864 seinen 8. Jahresbericht ausgegeben. Es wurden 117 Wöchnerinnen unterstützt, von denen 118 Kinder, und zwar 72 Mädchen und 46 Knaben geboren worden waren. — Der Verein hat im Jahre 1863 bei einer Einnahme von 2677 fl. 39 kr., verausgabt 1745 fl. 12 kr., so daß ihm für das Jahr 1864 ein Saldo von 932 fl. 27 kr. verbleibt. (Lehmann's „Israelit"). —

Während die polnischen Landtagsabgeordneten in Galizien den jüdischen Glaubensgenossen alle Menschenrechte vorenthalten, oder selbe zu schmälern suchen; während der Lemberger Magistrat der galizischen Statthalterei ein Memorandum zu Ungunsten der Juden im galizischen Kronland unterbreitete: entledigte sich der Lemberger Polizeidirektor Hammer seiner ihm von der gal. Statthalterei gestellten Aufgabe, ein Gutachten über das Gutachten des Magistrats vorzulegen, in einer Weise, die seinem Geiste sowohl als seinem Herzen, seiner Auffassung und seiner Unpartheilichkeit zur Ehre gereicht. Die Lemberger Polizeidirektion verurtheilt den Ausspruch des Stadt-

magistrats als die Ausgeburt verrotteter anticivilisatorischer Ansichten. —

Mit dem Tode sind abgegangen: 1) David Schlesinger (Rabb. zu Bösing in Ungarn), der geistvolle Verfechter der Minhagim; 2) Pessach Frankel (Rabb. zu Schattmannsdorf in Ungarn). —

Einem rumänischen in Rom sich aufhaltenden Juden Namens Israel Veroli, der wegen eines Vergehens von den römischen Gerichten zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde, ist Begnadigung angeboten worden, wenn er sich taufen ließe, was auch geschehen ist. Diese Geschichte bedarf wohl keiner Illustration. —

Herr Dr. Julius Fürst, bisher Lector an der Universität zu Leipzig, ist nun zum Professor daselbst ernannt worden. —

Herr Dr. M. A. Lewy in Breslau hat in Anerkennung seiner bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der orientalischen Paläographie und Archäologie den Titel eines kgl. Professors erhalten. (Lehmann's „Israelit"). —

In der Buckowina (Kaiserthum Oesterreich) spuckt der Chassidismus allenthalben. Eine jüdische Schule ist unseres Wissens bloß in der Hauptstadt (Czernowitz), wo auch ein gelehrter Mann (Dr. L. Igel) als Rabbiner fungirt, und für die Verbreitung eines echt religiösen Sinnes wirkt. Das Schuldirektorat ist jetzt in Händen eines tüchtigen Schulmannes (H. Schütz); der bekannte Hebräist S. Rabner wirkt daselbst als hebr. Fachlehrer. —

In Bochnia (Galizien, unweit Krakau) erblüht jetzt in tiefster Stille eine jüdische Gemeinde, von der man die Hoffnung hegt, daß sie recht bald zu einer galizischen Großgemeinde anwachsen werde. —

In Temeswar (Ungarn) ist in der jüngsten Zeit durch die Opferwilligkeit der dortigen jüdischen Gemeinde

eine Synagoge erbaut worden, deren Kostüm sich auf ungefähr 100,000 fl. belaufen. Als Rabb. fungirt daselbst Herr Dr. M. Hirschfeld (früher in Gr. Meseritsch in Mähren). —

Wie unser Freund, der rühmlichst bekannte Rabbiner D. Oppenheim in Gr. Becskerek, mittheilte, brachte eine der geachtesten ungarischen Zeitungen eine Notiz, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade anregt. — „Aus Kamenetz-Podolski wird dem Moskauer „Den“ (Tag) geschrieben, daß daselbst 10 sogenannte Ketzerfamilien (Roskolniki) mit obrigkeitlicher Bewilligung zum Judenthum übergetreten sind. Sie sollen übrigens Alle seit 10 Jahren heimlich dem Judenthum angehört haben. Nach der Vermuthung Anderer sollen es „Sobbotniki“ sein, d. h. Russen einer alten Secte, die den Sabbat feiern und auch sonst einige jüdische Gebräuche beibehalten haben.“ So weit die ungarische Zeitung. Wahrlich, ein großer Fortschritt auf dem Gebiete der Glaubensfreiheit. Mögen sich manche constitutionelle Staaten daran ein Beispiel nehmen. Wir werden, so Gott will, in diesen Blättern auf diesen Gegenstand noch zurückkommen. —

Herr Salomon Jerusalem in Prag ist am 10. April 1864 von seiner irdischen Laufbahn abberufen worden. Durch den Tod dieses Mannes erlitt die Prager Judenschaft einen schmerzlichen Verlust. Denn die strenge Religiösität des Dahingeschiedenen, seine unermüdliche Wohlthätigkeit, die Biederkeit seines Charakters und seine wahrhaft menschenfreundliche Gesinnungsweise bewirkten, daß er stets nur Edles und Gutes förderte. Er ruhe in Frieden. —

Die Gemeinde Gyöngyös (Ungarn) besteht schon, wie ein Correspondent (J. G.) der Neuzeit (1864, S. 195) berichtet, ungefähr 50 Jahren; doch erst seit 1840 datirt

sich der blühende Stand des Gemeindewesens. Die nennenswerthen Gemeinde-Institutionen daselbst sind: 1) ein wohlorganisirtes jüdisches Spital; 2) Beerdigungsverein; 3) Krankenverin (בקור חולים); 4) u. 5) Armenvereine (u. d. T. עוזר דלים und משכיל אל דל); 6) Frauenverein; 7) Lehrhaus (בית המדרש), wo das Studium des Talmuds und der biblischen Exegese gefördert wird. Hier fungirt Herr Rabbiner Lazar Fürst zur Zufriedenheit der Gemeinde. —

Am 11. April 1864 starb in Wien Herr Elias Bardach, ein jüdischer Schriftgelehrter im Alter von 70 Jahren. Seine Jugend verbrachte er in seiner Geburtsstadt Lemberg. Im Jahre 1833 erschien von ihm eine hebr. Uebersetzung des drammatischen Gedichtes „Isacco“ von Metastasio unter dem Titel עקדת יצחק. Unter seinem Nachlasse befindet sich ein hebr. deutsches Wörterbuch, nach einem eigenen System abgefaßt und mit vielen philologisch-kritischen Bemerkungen versehen, welche in dunkle Bibelstellen neues Licht bringen. Der Druck dieses Werkes soll von den Erben besorgt werden, mit dessen Ueberwachung Herr Dr. Jellinek betraut wurde, und wird der Reinertrag einem wohlthätigen Zwecke zugeführt werden. Dies Alles war vom Verf. letztwillig angeordnet worden. Friede seiner Asche! (Neuzeit 1864, S. 239).

Die jährlichen Auslagen der isr. Cultus-Gemeinde zu Krakau sind (nach Angabe des Corr. G. in der „Neuzeit“ — 1864, S. 267). — 15000 fl.; wovon 5000 fl. dem Spitale, 5500 fl. der Schule, 1200 fl. dem Rabbiner und der Rest für Ruhegehalte und Kanzleispesen bestimmt sind. Die Rabbinatsassessoren haben einen Antheil an dem Einkommen von Viehschlachtung, und zwar hat der Oberassessor (der auch stellvertretender Rabbiner ist — Abraham Jäner) — 250 fl., der zweite Assessor nur 100 fl. fixen Gehalt. Die Einkünfte sind 27000 fl. (von der Geflügelpacht: 9000 fl. und von der Personalumlage

18000 fl.). Und dennoch ist der Vorstand stets in Geldverlegenheit! —

Unserem Glaubensgenossen, Herrn Philipp Koralek, in Kollin (Böhmen) geboren, ist, wie die Presse meldet, die Ehre zu Theil geworden, dem „Kinde von Frankreich“ in der Mathematik Unterricht zu ertheilen. —

Das vom öster. Reichsrathe votirte Gesetz die Zulassung der Juden zum Notariate betreffend, ist im ganzen Kaiserstaat in Wirksamkeit getreten. —

Am 21. Mai 1864 starb Herr Dr. G. H. Lippmann, Distrikts-Rabbiner in Kissingen (Bayern) im Alter von circa 57 Jahren. Der Herausgeber dieser Blätter und der Distrikts-Rabbiner von Würzburg (S. B. Bamberger) wurden zur Abhaltung der Leichenreden telegraphisch berufen. Freiwillig erschien der Distrikts-Rabbiner von Niederwerrn (M. Lebrecht). Dr. Lippmann war bekannt als Editor und Commentator einiger Werke des R. Abraham Ibn Esra [ספר צחות (1827) ספר השם (1834), שפה ברורה (1839), שפת יתר (1843)]. Der Verblichene war ein Schüler des rühmlichst bekannten Vorstehers der Fürther Hochschule für Rabbinatscandidaten, R. Wolf Hamburg s. A. Das conservative Judenthum und das jüdische Schriftthum haben durch den Hintritt des Dr. Lippmann einen bedeutenden Verlust erlitten. Er ruhe in Frieden. —

In Ujhely (Ungarn) zählt die jüdische Gemeinde mehr als 1500 Seelen. Das Gemeindeleben ist durch Parteiungen zerrüttet. Die verschiedenartigen Berichte der entgegengesetzten Richtungen der jüdischen Presse sind darin einig, daß die Parteibestrebungen daselbst alle Eintracht und Einmüthigkeit untergraben. —

Die jüdische Gemeinde in Schüttenhofen soll zu den älteren Böhmens gehören. Laut einer Mittheilung des dortigen Rabbiners (Sam. Rosenberg) im B. Ch.

(1864, S. 482 u. 503) hatten die daselbst ansäßigen Juden schon im 17. Jahrhundert Familiennamen; auch hatten die daselbst wohnenden Juden im Jahre 1630 eine Begräbnißstätte, eine bürgerliche „Chaluppe" zur Beherbergung von wandernden Armen und im Jahre 1660 auch eine Synagoge von Brettern. Die Synagoge ist noch jetzt vorhanden und dient der aus 41 aufgenommenen Familien bestehenden Gemeinde als Andachtsstätte zur Zeit der strengen Wintermonate, während in den übrigen Jahreszeiten der Gottesdienst in der vor 6 Jahren neu erbauten prachtvollen Synagoge abgehalten wird. Als Reliquie von den Einrichtungsstücken der alten Synagoge ging auf die neue bloß ein Vorhang (פרכת) über, der die Jahreszahl תלר trägt und also nicht weniger als 191 Jahre alt, gleichwohl aber sehr gut erhalten ist. Im Jahre 1832 wurde daselbst ein Beerdigungsverein (חברה קדישא) gegründet. Im Jahre 1859 ist ein sehr nettes und gut eingerichtetes Frauenbad erbaut und ein Gebäude für ein Schulhaus angekauft worden. —

Wie dem B. Ch. 1864 S. 517 geschrieben wird, hat die Generalversammlung der alliance universelle israélite unter sehr zahlreichem Zuspruche von Mitgliedern und Fremden am 31. Mai 1864 stattgefunden. Crémieux hielt eine glanzvolle Rede. Der anwesende Pastor Pétavel sagte, daß die Christen der Gegenwart die Juden um Verzeihung für die Verfolgungen bitten, welche dieselben in der Vergangenheit von den Christen zu ertragen hatten. Zum ersten Male war auch der rühmlichst bekannte Dr. Albert Cohn in der Versammlung. Er spendete zu Gunsten der in Syrien und Palästina zu gründenden Schulen und zu Gunsten einer zu gründenden jüdischen Akademie (eines aus Notabilitäten zusammengesetzten Synedrions), deren Zustandekommen er in früherer

oder in späterer Zukunft erwartet. Derselbe hat auch am Wochenfeste 1864 (תרכ"ד), als am Barmizwatage (13. Geburtstag) seines dritten Sohnes der Synagoge in der Rue Lamartine eine prachtvolle Torahrolle gespendet. —

Der bekannte Reisende im Orient, Hr. Joseph Israel, Benjamin II. genannt, ist im Monate Mai (4.) 1864 in London gestorben. Seine Werke beurkunden die löbliche Intention, die Zustände und die Geschichte der Juden im Orient zu erforschen. Der Mann hatte einen guten Willen und eine bedeutende Energie; seine Leistungen hingegen konnten sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben. Er ruhe in Frieden. —

Wie dem Hammagid (1864, S. 154) mitgetheilt wird, besitzt die jüdische Synagogengemeinde in Inowraclaw (Preußen) eine vorzügliche Religionsschule, wo unter Aufsicht des dortigen Rabbiners (Pollak) die heilige Schrift (תנ"ך), Talmud (גמרא) und die nöthigsten Ritualien aus dem Codex (מגן אברהם) gelehrt werden. —

In London starb im Monat Mai (Todestag verschieden angegeben) 1864 M. H. Breslau, einer der ältesten Repräsentanten der jüdischen Schriftstellerei Englands. Br. war ein Deutscher (geb. zu Hamburg) und arbeitete fleißig und tüchtig an den Journalen Jewish Chronicle und Hebrew Review. —

In Odessa hat eine hebr. Schauspielergesellschaft auf der Bühne 2 hebr. Stücke (Racine's, Esther und Athalia, von Dr. M. Letteris ins Hebr. u. d. T. שלום אסתר und גמול ישר übertragen) mit großem Beifall aufgeführt. Die Gesellschaft besteht aus wohlhabenden Mitgliedern (25 an der Zahl), deren Zweck es ist, die hebr. Sprache zu heben und zu fördern. (Kohn's Ham'wasser 1864, S. 162). —

Das Amtsblatt der Wiener Zeitung vom Juni 1864

enthält eine Kundmachung der niederösterreichischen Statthalterei die Anwerbung von Freiwilligen nach Mexico betreffend, worin sich folgender Passus befindet: „Dem Religionsbekenntnisse nach werden Individuen aller christlichen Confessionen angenommen.“ Diese Bemerkung bedarf wohl keiner weitern Illustration. — Laut einer Mittheilung des hebr. Wochenblattes Hammagid (1864, S. 212) hat die Alliance universelle israélite der jüdischen Gemeinde zu Bagdad (Asien) einen jährlichen Beitrag von 1000 Fr. zu Gunsten der dortigen Schule bewilligt, mit dem Versprechen, dorthin auch einen tüchtigen und frommen Lehrer aus Europa zu senden.

Am 14. Ijar (23. Mai) 1864 verschied der allgemein verehrte Rabbiner Herr Gabriel Cohn in Samter (Preußen), der Nestor der deutschen Rabbiner, im Alter von 80 Jahren. Im Jahre 5544 (1784) geboren, verheirathete er sich im Alter von 24 Jahren in Gnesen und verwaltete daselbst bis zu seinem 31. Lebensjahre zeitweise noch bei Lebzeiten des bekannten Rabbi Joël Heilfron das Rabbineramt. Von Gnesen wurde er nach Tirschtiegel als Rabbiner berufen, wo er 10 Jahre segensreich wirkte und dann einem Rufe als Rabbiner der Gemeinde Samter folgte. In dieser Gemeinde wirkte er bis zu seinem Ende 33 Jahre lang so friedlich und heilbringend, daß er stets die allgemeine Liebe und Werthschätzung besaß. In beiden Gemeinden hatte er große Talmudschulen (ישיבות), aus denen Talmudisten von echt n Schrot und Korn hervorgegangen sind. In Demuth, Wohlthätigkeit und Friedensliebe zeichnete er sich aus. Mehrere rabbinische Schriftwerke sind von ihm verfaßt und mit großem Beifall aufgenommen worden. (Aus der Allg. Zt. des Judenthums, 1864, S. 433).

Die jüdische Bevölkerung Preußens beträgt, nach d. Allg. Zt. d. Judenth. (1864, S. 436), jetzt 250000. —

Kaiser Napoleon III. hat den in Paris wohnenden jüdischen Banquier Berlé in den Grafenstand erhoben. Herr Berlé ist ein Schwager des bekannten Gelehrten L. Dukes. Wir haben diese Thatsache nur deshalb registrirt, um zu zeigen, wie weit man in Deutschland im Allgemeinen und im Besondern noch immer von jener Idee des vorurtheilsfreien und taktvollen Benehmens und Handelns entfernt ist, welches mit Recht der Gradmesser der Civilisation genannt wird.

Die eingeborenen Israeliten Algeriens haben an den französischen Senat eine Petition gerichtet, um das französische Bürgerrecht (bis jetzt sind die franz. Unterthanen) zu erhalten. (Allg. Zt. d. Judenth. 1864, S. 469).

Der jonische Staat hat, wie die Allg. Zt. des Judenthums (1864, S. 470) berichtet, vor dem Uebergang in das Königreich Griechenland die bürgerliche Gleichstellung der Juden ausgesprochen. —

Herr Rabbiner Lengsfelder, der ohne sein Verschulden von der Gemeinde zu Warasdin (Ungarn) seines Amtes enthoben wurde, ist zum Rabbiner in seinem Geburtsorte Reichenau (Böhmen) ernannt worden. —

Der kaiserliche Prinz von Frankreich hat in der Person eines Herrn Gerson (eines galizischen Juden) einen Lehrer der hebr. Sprache erhalten. —

Der rühmlichst bekannte Gelehrte, Herr Dr. L. Zunz in Berlin feierte am 10. August 1864 seinen 70 jährigen Geburtstag. Freunde und Gönner der hebr. Literatur beeiferten sich, dem Jubilar ihre herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Ueber die „Zunz-Stiftung für die Wissenschaft des Judenthums" entnehmen wir der Zeitschrift „Hammaskir" (1864, S. 73—74) folgende Notiz:

Unter den Deputationen und Adressen von nah und fern, welche den Jubeltag ausfüllten, verdient sicherlich

diejenige unsere Aufmerksamkeit, welche an den schwindenden Tag eine dauernde Wirkung knüpft. —

Schon im Februar hatten hier (in Berlin) einige, aus den verschiedensten Sphären zusammengetretene Männer beschlossen, dem Manne, dessen ganzes Denken und Leben den Stempel der Objectivität in sich trägt, eine Huldigung zu veranstalten, welche sich von den gewöhnlichen rein persönlichen Ovationen unterscheiden, und ihm die erhebende Ueberzeugung gewähren sollte, daß sein aufopferungsvolles Streben für die jüdische Wissenschaft in weitern Kreisen gerechte Würdigung gefunden. Eine durch seinen Namen ausgezeichnete Stiftung sollte diesen Zweck erfüllen. Aeußere Umstände verzögerten die ersten durchaus confidentiellen und in sehr engem Kreise gehaltenen Schritte innerhalb Berlins bis zum Mai, die nach außerhalb bis Juni und Juli. In dem betreffenden Rundschreiben heißt es: Da über Feststellung des Stiftungs-Planes vor Allem der Rath des Dr. Zunz eingeholt werden soll, so wird darüber vor den 10. August nichts beschlossen werden können, bis an welchem Tage denn auch die Publicität strengstens vermieden werden muß. Dieser Wunsch fand zwar von Seiten der Journalistik durchaus nicht die gebührende Berücksichtigung; doch ist es gelungen, Zunz selbst mit dem, nicht unerheblichen Resultate vollständig zu überraschen, obwohl wegen der, solchen Zwecken sehr ungünstigen Jahreszeit aus den wenigen großen Städten, wohin das Comité sich gewendet, das Resultat erst im Herbst bekannt werden wird. Es versteht sich von selbst, daß Beiträge zu einer ewigen Stiftung jederzeit anzunehmen sind; die zu verfolgenden Zwecke sollen in der eben der Berathung unterzogenen Stiftungsurkunde näher präcisirt werden; im Allgemeinen ist man davon ausgegangen, daß die dauernde Verwendung der Zinsen nur der

Wissenschaft des Judenthums selbst (nicht etwa beliebiger Wissenschaft unter den Juden) zu Gute komme. Soweit Dr. Steinschneider a. a. O. — Es ist unser innigster Wunsch, daß sich unsere Glaubensbrüder an dieser Stiftung durch Beiträge nach Kräften betheiligen mögen. —

Die Städte Helsingfors und Wiborg (Finnland) haben, nach einer Mittheilung Dr. Lewysohns in „Hammagid" (1864, S. 251), Gotteshä ser und Begräbnißstätten für jüdische Soldaten. Auch sollen in einigen Städten Finnlands jüdische Handwerker und Weinhändler wohnen. Derselbe Correspondent berichtet auch nach einem schwedischen Blatte, daß in der Stadt Sinear (שנער = Sin'gar), die in der Bibel erwähnt wird, eine jüdische Gemeinde, aus 70 Personen (männlichen und weiblichen Geschlechtes) bestehend, vorhanden ist. Einige derselben wollen vom König Jojachin abstammen, andere geriren sich als Leviten. Da sie einst nur dem Drange der dortigen Einwohner nachgaben, äußerlich das Judenthum zu verläugnen, so sandten sie jetzt 2 Boten zum Karäer Abraham Firkowitz, ihnen eine Unterstützung von 30,000 Piastern zu verschaffen, damit sie nach Jerusalem auswandern könnten, wo sie sich durch Verfertigung persischer Diwane ihren Lebensunterhalt verdienen wollen. —

Herr Oberrabbiner J. Kahn in Trier erzählt im B. Ch. (1864, S. 684), er habe von einem würdigen Manne erfahren, daß die Stadt Parchim (in Meklenburg-Schwerin) schon im 14. Jahrhunderte eine sehr bedeutende jüdische Gemeinde hatte, die aber durch den „schwarzen Tod" verfolgt und vertrieben worden. Die Juden lebten dort in sehr wohlhabenden Verhältnissen, hatten ihre besondere Judenstadt an der Lindenstraße und besaßen noch vor 1340 Grundeigenthum. —

Herr Oberrabbiner Fischer zu Donauföldwár (Un=

garn) ist zum Rabbiner in Makó (auch in Ungarn) erwählt worden. — (B. Ch. 1864, S. 688).

Unser geehrter und gelehrter Freund, Hr. S. J. Halberstamm in Bielitz (Oester. Schlesien), ist zum Ehrengabai für die Unterstützungscassa in Jerusalem ernannt worden, und ist derselbe bereit, die etwa einlaufenden Gelder zu Gunsten der jüdischen Gemeinde תפארת ישראל׳ nach Jerusalem zu übermitteln. —

Der Rabbiner von Böhmisch-Leipa, Dr. Bäck, Schwiegersohn des rühmlichst bekannten prov. Landesrabbiners Abraham Placzek in Boskowitz (Mähren), hat die Rabbinerstelle in Lissa (Preuß. Posen) erhalten. Bis jetzt wirkt daselbst als Oberjurist (ראש בית דין) der ehrwürdige Greis Hirsch Abarbanel, ein Talmudist von echtem Schrot und Korn, den wir im Jahre 1859 persönlich zu kennen das Vergnügen hatten. —

Die Stadt Körmend (Ungarn) besitzt eine dreiklassige noch immer aber nicht sanctionirte Schule. Der Zustand dieser Schule soll ganz im Argen liegen. —

Ein 10jähriger Schusterjunge, jüdischer Confession, ist von einem Priester in Rom gewaltsam getauft worden. Alle bisherigen Reclamationen haben nichts gefruchtet. —

In Tunis leben unter 2½ Millionen Einwohner 40,000 Israeliten. (Allg. Zt. d. Judenth. 1864, S. 535).

In Bukarest beschäftigt sich der isr. Culturverein seit einiger Zeit mit der Errichtung eines modernen Bethauses. Daselbst hat sich auch ein Localcomité der Alliance istaélite universelle gebildet. (B. Ch. 1864, S. 700).

Zwischen dem Vorstand und Rabbiner (Ben Israel) in Coblenz sind Streitigkeiten ausgebrochen, die zu bedauerlichen Ausschreitungen von beiden Seiten Veranlassung gaben. —

Die Stadtverordneten in Neuß (Preußen) haben

der jüdischen Gemeinde zu ihrem Synagogenbau einen Beitrag von 2000 Thalern votirt. —

Herr J. Frank theilt in Lehmann's „Israelit" (1864, S. 457—460) einige chronologische Notizen über die isr. Gemeinde zu Homburg v. d. Höhe mit, woraus wir Folgendes entnehmen. Im Jahre 1335 hat der deutsche Kaiser Ludwig der Bayer die Ansässigmachung von zehn Juden in Homburg wiederruflich erlaubt. Im Jahre 1622 zählte man in Stadt und Amt Homburg 20 Schutzjuden. Zur Regulirung der öffentlichen Verhältnisse der Juden in Homburg wurden „Juden-Ordnungen" gegeben und erneuert. Unter dem Landgrafen Friedrich Jakob ist die erste noch jetzt im Gebrauche stehende Synagoge erbaut worden. Im Jahre 1831 nahm Landgraf Ludwig die schulpflichtigen Judenkinder in die von ihm damals gestiftete „allgemeine Bürgerschule" auf. Unter Großherzog Ludwig I. von Hessen mußte jeder jüdische Familienvater für sich und seine Nachkommen einen bestimmten deutschen Familiennamen wählen. Landgraf Gustav von Hessen-Homburg hob am 21. Juni 1848 das Verbot der Mischehen auf. Die Landesregierung richtete inzwischen auch ihr Augenmerk auf eine verbesserte Umgestaltung der Juden in gewerblicher Hinsicht. Die in Homburg bestehenden Wohlthätigkeitsvereine sind: 1) חברת גמילות חסדים, mit der Bestimmung, den schwer erkrankten liebreich beizustehen, die Todten zu bestatten u. s. w. 2) Der Talmud-Thora-Verein (חברת תלמוד תורה), — aus 31 Mitgliedern bestehend — hat die Bestimmung, allabendlich das Maaribgebet bei einbrechender Nacht (מעריב בזמנו) zu verrichten und von Zeit zu Zeit in seiner Mitte einen religiösen Vortrag (שעור) halten zu lassen, sowie auch den Unbemittelten die Gelegenheit zu verschaffen, ein Handwerk zu erlernen. 3) Der Krankenhülfs-Verein (חברת בקור חולים), aus 49

Mitgliedern bestehend, hat den Zweck, erkrankten Mitgliedern eine beträchtliche wöchentliche Subvention zukommen zu lassen. 4) Der „Holzverein" (61 Mitglieder), dessen Zweck es ist, während des Winters unter dortige Arme mehrmals Holz zu vertheilen. 5) Der Frauenverein (חברה נשים), aus 97 Mitgliedern bestehend, hat die Aufgabe, armen kranken Frauen, wöchentliche Beiträge zu verabreichen. — Auch zur Errichtung einer neuen Synagoge haben die Frauen bedeutende Gaben gespendet. —

Die Rabbinerstelle in Bösing (Ungarn) ist Herrn Schachter, Schwiegersohn des sel. Rabb. D. Schlesinger, verliehen worden. —

Die traurigen Verhältnisse der Juden in Marokko liegen nach der Behauptung des Jew. Chron. (mitgetheilt in „Hammagid" 1864, Nr. 35 u. 36) keineswegs in der Schuld des Sultan, dessen löbliche Absichten bekannt sind, sondern in den revolutionären Volksbestrebungen und im Mangel aller und jeder Civilisation der dortigen Einwohner. Es darf daher nicht befremden, daß trotz der aufopfernden Bemühungen des edlen Moses Montefiore die Zustände der Juden in Marokko noch immer nicht ganz erfreulich sind, und dürfen wir uns daher nicht schlimmen Befürchtungen hingeben. Es kommt mit Gottes Hilfe gewiß eine Zeit, in der die jetzige Aussaat Montefiore's die herrlichsten Früchte für unsere Brüder bringen wird. —

In Eßlingen (Württemberg) fand am 24. Juli eine Versammlung von Israeliten des Landes statt, um eine Petition an Regierung und Ständeversammlung wegen Reorganisirung der isr. Oberkirchenbehörde zu berathen. Alle waren darüber einig, daß die isr. Oberkirchenbehörde einer durchgreifenden Verbesserung bedarf. —

Ueber die Juden in China werden wir später, so Gott will, interessante Mittheilungen machen. —

In Breslau besteht seit 1830 ein „isr. Handlungsdiener-Institut", welches nur solchen jungen Leuten, die sich der Handlung nicht aber dem Handel widmen die nöthige Unterstützung verschafft. Das Kuratorium, welches die Oberaufsicht führt, wacht auch über die sittliche Aufführung und über die Ausbildung der Vorkenntnisse der merkantilischen Jugend. Und dieser Punkt ist Hauptzweck des Instituts, und wird theils dadurch erfüllt, daß zur Belehrung der erwachsenen Mitglieder von Zeit zu Zeit Vorlesungen von dazu Berufenen gehalten werden, theils durch directen Unterricht in Religion und den merkantilischen Wissenschaften, welcher den Handlungslehrlingen von tüchtigen Lehrern ertheilt wird.

(B. Ch. 1864, S. 76.)

Herr Dr. Zuckermandel aus Ungarisch Brod, einer der jüngst aus dem Breslauer Seminar Entlassenen, hat das Rabbinat in Gnesen (Preußen) erhalten. (Das.)

Trotz der Bestrebungen aller Besserdenkenden kann die Gründung einer jüdisch-deutschen Schule in Tarnow (Galizien) nicht zu Stande kommen. Die chassidische Partei legt immer neue Hindernisse in den Weg, und die Mittelpartei der Orthodoxen sammt ihrem Oberhaupte, dem dortigen Kreisrabbiner, sind stets schwankend. (Aus der „Neuzeit" 1864, S. 417).

Ein Correspondent in Lehmann's „Israelit" (1864, S. 470) klagt über die trüben Landesverhältnisse der jüdischen Gemeinden an der Röhn (Unterfranken in Bayern). Er führt als Beispiel an, daß die Gemeinde zu Gersfeld dem dortigen Distrikts-Rabbiner Wormser dessen kleiner Finger — wie der Correspondent mit der Bibel spricht — stärker ist, als die Lende der Andern, eine verlangte Gehaltszulage einstimmig verweigerte. Und

diese Kränkung der Gemeinde Gersfeld gegen ihren Rabbiner steht in Unterfranken nicht vereinzelt da. —

In Freiburg (Baden) wohnen jetzt gegen 35 jüdische Familien; dieselben haben sich jetzt eine Synagoge eingerichtet, in welcher an Sabbath- und Feiertagen Gottesdienst mit Orgelbegleitung abgehalten wird. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 579).

Herr Dr. Abraham Neumann (aus Bayern) fungirt seit einiger Zeit als Rabbiner in Petersburg. Die Gemeindeangelegenheiten daselbst aber sind leider noch immer ungeregelt. Die Gemeinde hat nicht einmal eine Elementarschule, während christliche Missionäre für jüdische Kinder eine Schule errichtet haben, wo schon mehr als 30 unter dem Vorwande, Unterricht zu genießen, zum Christenthum bekehrt wurden. (Allg. Zeit. d. Jud. 1864, S. 583).

Herr Dr. Jastrow, Prediger in Warschau, ist zum Rabbiner in Worms gewählt worden, und hat derselbe am 15. August 1864 bereits sein Amt angetreten. Jastrow gehört der conservativen Richtung an. —

Das Budged der Gemeinde zu Pest soll ein bedeutendes Deficit (30,000 fl.) aufzuweisen haben. (Ben Chan. 1864, S. 756).

Eine telegraphische Depesche aus Semlin (Serbien) unterrichtet das Centralcomité der alliance israélite universelle in Paris von einer neuen Verfolgung der serbischen Juden und von deren Vertreibung aus Schabatz. Das Centralcomité beschloß, diesem Zustande schnelle Abhilfe zu leisten, und richtete sich in diesem Sinne an die serbische Nationalversammlung. (Daselbst, S. 768 aus den „Arch. isr.“).

Die jüdische Schule in Nagy-Kálló (Ungarn) soll im Stadium der Auflösung begriffen sein. Jedoch ist gute Aussicht da, die Schule zu erhalten. (Daselbst, S. 769).

Der Rabbinats-Candidat Herr Sonnenschein, ein Vollblut Orthodoxe, ist nach Abgang des Hrn. Rabb. Lengsfelder von Warasdin (Ungarn) daselbst als Rabbiner eingesetzt worden. —

Herr S. Rosenberg, bisher Rabbiner in Schüttenhofen (Böhmen) hat den Rabbinerposten in Hermannmiestez (Böhmen) erhalten. —

Der systematische Wiederstand, welcher der Tempelverwaltung (deutschen Ritus) in Padua, welche die Abschaffung der Piutim in Vorschlag brachte, von Seiten einiger nicht von religiöser Ueberzeugung, nicht von Anhänglichkeit an dem Herkommen beseelten Parteigänger geleistet wurde, veranlaßte die Tempelverwaltung, sich zurückzuziehen und ihr Amt niederzulegen. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 613).

Bei der Entfestung der Stadt Würzburg hat der dortige Distrikts-Rabbiner (S. B. Bamberger) von den Behörden die Erlaubniß erhalten, die Erubim in entsprechender Weise herstellen zu lassen, damit die Juden die Bequemlichkeit haben, am Sabbat tragen zu dürfen. (Lehmann's Israelit, 1864, S. 536).

In Württemberg ist die vollständige Emancipation der Juden durchgeführt worden. —

Allen Fremden christlicher Confession ist der Grunderwerb in den Donaufürstenthümern gestattet worden. Diese Notiz bedarf wohl keiner Illustration. —

Die Zeitschrift Arch. isr. in Paris hat eine Subscription eröffnet, um den römischen Juden die Auswanderung zu ermöglichen, da deren Lage mit jedem Tage schlechter wird. —

In Tarnowitz (Preußisch-Schlesien ist am 20. Sept. 1864 die neu erbaute Synagoge eingeweiht worden. Zu diesem Feste waren geladen: Rabb. Dav. Deutsch aus Sohrau, Dr. Hirschfeld aus Gleiwitz und Dr. Joël aus Breslau. Indem wir hier darauf aufmerksam machen, daß dieß 3 Männer in der Wissenschaft des Judenthums einen bedeutenden Ruf haben, fügen wir noch hinzu, daß wir das Vergnügen haben, diese würdigen Rabbiner persönlich zu kennen. —

In Landsberg a. d. Warta ist Herr Dr. Klemperer (aus Böhmen), Zögling des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau, als Rabbiner angestellt worden. —

Der von Dr. M. Kayserling (Rabb. in Endingen) gegründete „Culturverein der Israeliten in der Schweiz" zählt über 140 Mitglieder. Der Verein bestrebt sich, einerseits die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten in der Schweiz zu fördern, andererseits auch, israelitische Jünglinge zu Handwerkern heranzubilden. In letzterer Beziehung aber ist der Verein nicht glücklich, da die Abneigung der Israeliten in der Schweiz gegen das Handwerk allen Unternehmungen des Vereins hinderlich ist. Besonders sind es die Fanatiker und Zeloten (welche in jeder Culturbestrebung die größte Gefahr für die Religion erblicken), die auf den Culturverein hemmend und lähmend einwirken. (Allg. Zeit. des Judenth. 1864, S. 660). —

Die jüdischen Cultusbeamten in Belgien werden vom Staate besoldet. —

In Frankfurt am Main haben die Juden nunmehr die vollständige Emancipation erlangt. Bei der Entfernung der Stadtthore hat sich die israel. (orthodoxe) Religionsgesellschaft erboten, die Stadt mit elektrischen Uhren aus eigenen Mitteln zu versorgen, damit die gesetzestreuen Juden die Bequemlichkeit haben, am Sabbat

tragen zu dürfen. Der Magistrat hat dieses Anerbieten angenommen. —

In Hannover ist am 19. October 1864 der neue Friedhof der dortigen Synagogengemeinde eingeweiht worden. Der Bau einer Synagoge soll daselbst schon begonnen haben. —

Herr Oberrabbiner Leopold Löw in Szegedin (Ungarn), Red. des Wochenblattes „Ben Chananja" hält alle vier Wochen eine „Sabbatgesellschaft" in seiner Behausung, wo die neuesten Erzeugnisse der jüdischen Literatur vorliegen und besprochen werden. Wenn Jemand aber eines dieser Werke zu Hause mit Muße lesen will, so muß er, im Interesse der leider so schwach unterstützten Literatur Israels, dasselbe anschaffen. —

Die jüdische Gemeinde in Rima Szombat (Ungarn) zählt 25 Familien, mit dem Bezirke 217. Die Verwaltung der Gemeinde läßt viel zu wünschen übrig.
(B. Ch. 1864, S. 878).

Die jüdische Gemeinde zu Neusatz (Ungarn) zählt ungefähr 150 Familien. Die Schule liefert befriedigende Resultate. In dem sehr schönen Bethause wird der Gottesdiest zur allgemeinen Zufriedenheit geleitet.
(B. Ch. 1864, S. 879—880).

Herr Dr. Wessely, ordentlicher Professor der juridischen Facultät an der Universität zu Prag, feierte im November 1864 das 25jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit. Zahlreiche Freunde und Verehrer des Jubilars brachten diesem um die Juden in Oesterreich nach den mannigfachsten Richtungen hin so hoch- und viel verdienten Manne die besten Segnungen und die herrlichsten Glückswünsche in der verschiedensten Weise zum Ausdrucke. Wessely besitzt auch einen reichen Fond talmudischen Wissens. —

Durch die Bemühungen des Distrikts-Rabbiners S. B. Bamberger ist in Würzburg mit behördlicher Bewilligung ein jüdisches Lehrerseminar für Bayern eröffnet worden. Die Zöglinge dieser Anstalt müssen aber nach Beendigung ihres Lehrkurses (6 Jahre) die Austrittsprüfung (d. h. Qualificationsprüfung) am königl. Schullehrer-Seminar machen, woher sie auch ihre Zeugnisse erhalten.

Am 4. October 1864 feierte die jüdische Synagogen-Gemeinde zu Hirschberg (Preußisch-Schlesien) das Jubelfest ihres 50jährigen Bestehens. Herr Rabb. Dr. Joël aus Breslau hielt die Festrede. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 691).

In der jüdischen Gemeinde zu Bisenz (Mähren) haben sich zwei Parteien gebildet. Die Anhänger des Rabbiners (Toff) und die des Predigers (Herzel) stehen einander mit der größten Erbitterung gegenüber. (Lehmanns „Israelit" 1864, S. 580).

Die jüdische Synagogen-Gemeinde zu Cöln hat eine neue Synagogenordnung erhalten; die äußere Ordnung und Anständigkeit ist durch die desfallsigen Vorschriften gewahrt. Die Gebete werden theils vom Vorbeter und Gemeinde responsenweise theils vom ersteren mit Chor vorgetragen. Dem Rabbiner (Dr. Schwarz) ist auch sein Theil von Gebeten übergeben worden, um sie langsam, nachdrücklich und weihevoll vorzutragen. Von den Piutim ist viel gestrichen worden. Die Formel כל נדרי ist durch כל סחרי ersetzt. Das Gebet אב הרחמים ist unverändert beibehalten worden, worüber Corr. u. Red. der Allg. Zt. d. J. (1864, S. 719—720) sich wegen des darin vorkommenden Ausdruckes נקם sehr verwundern *).

---

*) Obgleich wir in der „Chronik" bloß referiren, so erlauben wir uns die Bemerkung, daß sowohl

Die meisten Blätter melden, daß Graf Worontzow, russischer Staatsrath und Mitglied des Cultusministeriums, der von seiner Regierung beauftragt ist, die jüdischen Schulen Deutschlands kennen zu lernen, die Bürger- und Realschule der israel. Gemeinde zu Frankfurt am Main besuchte, und über die Geschichte dieser Schule die eingehendsten Erkundigungen eingezogen habe. —

Der gelehrte Simcha Pinsker, der sich durch seine Beiträge zur Kenntniß der karaitischen Literatur und eine „Einleitung in das babylonische Punktationssystem" bekannt gemacht hat, ist am 29. (nach dem russischen Kalender am 17.) October 1864 in Odessa gestorben. Der Verblichene hat den Wunsch geäußert, daß Professor Luzatto in Padua seinen bedeutenden literarischen Nachlaß ordne und edire. Friede seiner Asche! — —

Auf der Insel Gerby zwischen Tunis und Tripolis wohnen einige tausend Juden, die am Versöhnungstag 1864 (תרכ״ה) von den benachbarten arabischen Stämmen überfallen und geplündert, mehrere auch getödtet wurden. Der französische Gesandte in Tunis (Charles de Beauval) hat nun Alles angewendet, um das traurige Schicksal der Unglücklichen zu lindern und sie ferner nach Kräften zu schützen. Schon zu Zeiten Maimonides' haben daselbst Juden gewohnt, die dieser Gelehrte als strenggläubig aber auch als sehr thöricht bezeichnet, und sind sie mithin nicht spanische Auswanderer.

(Hammagid 1864, S. 364).

---

der Correspondent als auch die Redaction gewaltig irren, wenn sie das Wörtchen נקם nur in der Bedeutung von „Rache" nehmen. Wir werden es an einem andern Orte nachweisen, daß נקם und das mit ihm sinnverwandte קנא auch den Begriff von Ersatz hat.

In Wieselburg (Ungarn) ist am 27. October 1864 ein neues Schulgebäude feierlich, aber ohne besondere Ostentation eingeweiht worden. („Neuzeit" 1864, S. 549).

Die jüdische Gemeinde in Friedberg (Neumarkt in Preußen) zählt jetzt mit den ländlichen Bewohnern 70 Familien. Die Gemeindeangelegenheiten erfreuen sich der schönsten Entwickelung. Zu ihren Instituten gehören: 1) die Religionsschule, die gute Progressen macht, mit einer Schulbibliothek, 2) der Beerdigungsverein. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 748).

Bei der Abtragung der Stadtmauern in Brünn fand man nahe am Ferdinandsthor einige jüdische Grabsteine, welche nun im Museum aufbewahrt werden. (Hammagid 1864, S. 379).

Vermöge höchster Entschließung vom 25. Okt. 1864 wurde von Sr. Majestät dem König von Württemberg die Stelle eines geistlichen Assessors des ehegerichtlichen Senats des kgl. Obertribunals für Ehesachen der Israeliten dem Kirchenrath Dr. Maier übertragen. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 769).

Die jüdische Bevölkerung in Aleppo (Asien) zählt fast 8000 Seelen. Fast der ganze Engros-Handel ist in ihren Händen. Sie besitzen eine große Synagoge, welche nach einer allgemein verbreiteten Tradition noch vor der Zerstörung des zweiten Tempels erbaut worden sein soll. Die Architektur derselben widerspricht aber dieser Behauptung. An der linken Seite des Synagogenhofes befindet sich ein kleiner Keller, wo der Prophet Esra bei seiner Rückkehr von Babylon ausgeruht haben soll. Eine ewige Lampe ist dem Andenken daran geweiht. Man bewahrt hier auch eine Thorarolle, die ebenfalls von Esra herstammen soll. Mitten in der Stadt sieht man die Ruinen eines starken Schlosses, und dies soll nach der Behauptung der dortigen Juden noch unter der

Regierung König David's erbaut worden sein. (Lehmanns „Israelit" 1864, S. 646).

Herr David Sasson aus Poona (Ostindien) ist am 5. November 1864 im Alter von 73 Jahren gestorben. Sein hinterlassenes Vermögen wird auf mehrere Millionen Pfund Sterling angegeben. Seine großartigen Stiftungen und Spenden sind weltbekannt. Er ruhe in Frieden! —

In der Synagoge zu Cöln hat am 20. Nov. 1864 die erste Trauung mit Chor und Instrumentalbegleitung (Harmonium) stattgefunden. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 781).

In München besteht seit mehreren Jahren ein „Aussteuer-Verein" für unbemittelte Mädchen, der jährlich eine Prämie von 500 fl. an ein unbemitteltes Mädchen in München durch Verloosung zutheilt, und die Bewerberin kann ihre Bewerbung so lange fortsetzen, bis sie den Betrag von 1500 fl. erreicht hat. Der „Frauen-Verein" in München verausgabt jährlich mehr als 1000 fl. an Wöchnerinnen und kranke Frauen. Nicht minder wohlthätig wird der Verein בקור חולים וגמלות חסדים.

Der Ackerbau- und Handwerksverein besitzt ein bedeutendes Vermögen. Der Verein für fremde Arme verausgabt jährlich 4000—5000 fl. (Allg. Zeit. d. Judenth. 1864, S. 795).

Unter der Leitung des Schuldirektors zu Miskolz in Ungarn (Dr. Klein) hat die Jugend daselbst einen literarischen Verein gebildet, wo von Zeit zu Zeit belehrende Vorträge über jüdische Interessen abgehalten werden sollen. (B. Ch. 1864, S. 1035).

Das baldige Inkrafttreten des mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrages veranlaßte den Bundesrath in Bern (Schweiz), die Kantone einzuladen, für die freie Niederlassung der Israeliten das Nöthige anzuordnen,

beziehungsweise die kantonale Gesetzgebung in diesem Betreff zu ändern. (Lehmanns „Israelit" 1864, S. 691).

Die Arch. isr. haben die Sammlungen zum Zwecke der Uebersiedelungen der Juden des Kirchenstaates eingestellt und die kleinen bereits eingegangenen Summen zur Unterstützung der Familie Coën überwiesen. (Das., S. 692).

Schlusswort.

Unsere geehrten Leser werden uns das verspätete Erscheinen dieser Hefte gewiss nicht verargen, wenn sie wüssten, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden hatten. Es ist keine so leichte Aufgabe, inmitten so vieler Parteiblätter ein im wahren Sinne unparteiisches Organ für die Interessen des jüdischen Lebens wissenschaftlich und zugleich populär erscheinen zu lassen. Es ist wahrhaft unerquicklich zu sehen, wie so viele jüdische Redactoren sich gegenseitig anfeinden und beschimpfen; wie die Einen Alle verdammen, die nicht zu Ihrer Fahne schwören, und wie die Andern wiederum Alles vornehm ignoriren, was nicht zu ihrer Tendenz passt. Wenn wir daher nur das einzige Verdienst hätten, **dass wir stets nach Wahrheit streben und selbe nach Kräften fördern**; so wäre dies unsere schönste Belohnung für unsere mühevolle und anstrengende Arbeit. Wir müssen es aber dennoch abermals hervorheben, (so ungern wir es auch thun) dass unsere Zeitschrift mit Fug und Recht in allen jüdischen Familien, welcher Richtung sie auch angehören mögen, heimisch zu werden verdient. Wir vermeiden gewissenhaft Alles, was die Ehre und den guten Namen eines Andern, welcher Gesinnung immer dieser auch sei, im Geringsten antassten könnte. Wir vermeiden es auch, mit laut tönender Fanfare persönliches Lob auszutheilen. Wir gehen jeder Unwahrheit oder auch nur jeder Ungewissheit mit ängstlicher Vorsicht aus dem Wege.

Wir freuen uns über jedes gute und edle Streben und Wirken Anderer und anerkennen sogar ungeschmälert das Verdienst unserer Gegner. Jede leidenschaftslose Ansicht findet in diesen Blättern unbeanstandete Aufnahme. Wir überschätzen uns aber keineswegs, wenn wir behaupten, dass diese Zeitschrift einen dauernden Werth hat. Man kann die wissenschaftlichen Aufsätze, die wir jetzt auch in populärer Darstellung zu geben bemüht sind, lesen und wieder lesen. Die Rubrik „Allg. Chronik" würde freilich mehr an Interesse gewinnen, wenn die Hefte regelmässig (alle Quartal oder alle zwei Monate) erscheinen könnten. Allein dies hängt einzig und allein von der Theilnahme der Leser ab. Je mehr Abnehmer, desto rascher werden wir die Blätter ausgeben, was wir auch jetzt zuversichtlich erwarten.

Das „**literarische Repertorium**", welches wir am Schlusse dieses Jahrganges geben wollen, wird aus zwei Abtheilungen, **Gegenwart** und **Vergangenheit**, bestehen. Die „Gegenwart" wird mit dem Jahre 1865 beginnen. Die „Vergangenheit" wird keine chronologische Ordnung einhalten, und werden vorzüglich die im Buchhandel vergriffenen und daher sehr seltenen Zeitschriften berücksichtigt werden. Auch der „praktische Lehrgang der hebr. Sprache" wird demnächst als Extrabeilage erscheinen. Und somit Gott zum Gruss den Nahen und den Fernen für und für.

Bamberg im Juli 1865.

D. Red.

Beilage zum Jeschurun
(5625)

(Fortsetzung.)

Die Macht des Vorurtheils.

Nach Aufzeichnungen eines verstorbenen Freundes erzählt *).

I.

Wie anmuthig ist doch Schlesien — wie herrlich sind seine Städte, Flecken und Dörfer!

Wie lieblich erstreckt sich das bergblaue Land von Morgen nach Abend und lehnt lebenslustig das Haupt an den geharnischten, langen und hohen Sudetenritter, der ausgestreckt liegt von den Karpathenpässen bis an die sächsische Gränze. Es schwebt eine eigene Poesie auf diesen Ebenen zwischen Breslau und Warschau, wo vielleicht einst der letzte große Kampf der Civilisation geschlagen werden wird; ein himmlischer Reiz ruht auf diesen Flächen, welchen die Wellen der Oder durchschneiden. —

Hart an der Gränze Rußlands liegt Maranow, ein kleiner aber industrieller Marktflecken. Die Straßen zu Maranow sind ganz so gebaut, wie das gemüthliche Mittelalter überall baute.

---

*) Aus dem isr. Jahrbuch „Zeitbote", 5626. D. Red.

Häuserzeilen, die nicht gerade auslaufen, sondern die den Wind überzwerg durch Winkel und Einbiegungen abfangen; — da ein kleiner, schiefer Platz mit einem Brunnen, dort eine Sackgasse, die in einer in Sandstein gehauenen alten Kreuzesabnahme endet.

Ganz am untersten Ende der Stadt liegt das Judenviertel. Maranow hat eine starke Judengemeinde, die schwunghaften Handel treibt, vorzugsweise mit Produkten. Aber auch Hausirer giebt es genug in ihm und Viehhändler, die Geschäfte auf hunderte Meilen hinaus machen.

Herr Aron Bergheim von Maranow war sogar einer der bedeutendsten Viehhändler des Landes. Er war in den Kriegen gegen Napoleon auf ehrlichem Wege reich geworden, und weit und breit nannte man seinen Namen.

Es war heute früh Tag geworden in seinem Hause, das außer ihm, seiner Gattin und seinem Sohne, noch sein Bruder und eine entfernte Verwandte, die er in früher Jugend schon zu sich ins Haus genommen, bewohnten.

Es war 4 Uhr Morgens, und doch saßen sie schon alle um den Tisch herum, die ganze Familie. — Die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein. — Das Kaminfeuer brannte — und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter.

Aron Bergheim saß seinem Sohne, einem stattlichen Jüngling, gegenüber und sprach leise mit seiner Frau, die in ihrer weißen Nachthaube noch ganz reputirlich aussah; Mathilde, so hieß das Mädchen, dem Bergheim zweiter Vater wurde, stand am Feuer und machte sich mit einem Getränke zu schaffen, das sie dem Sohne ihres Wohlthäters kochen wollte — denn dieser sollte heute eine

weite Reise unternehmen, bis in die Residenz, wo er die Universität besuchen sollte.

Mathilde war schlank und hochgewachsen, ein großes Tuch umgeschlagen, verhüllte die üppigsten Reize — sie sah unverwandt ins Feuer und langsam glitten die Thränen über die Wangen.

Eine düstere Stille herrschte in dem traulichen Gemach, selbst die Uhr pickte leiser, als beengte sie wie ihre Besitzer der Abschied von dem Sohne des Hauses, dem jungen, begabten und schönen Ernst, der jetzt hinaus wollte, fort von all' denen, die ihn so innig liebten, in die kalte Welt, um zu lernen und zu studiren; denn er wollte ein gelehrter Mann werden, berühmt durch sein Wissen, wie sein Vater durch sein Geld und sein edles Herz. Was halfen die Einwürfe seiner Eltern, die ihm durchaus zum Geschäftsmanne machen wollten, was fruchteten die Bitten seines Onkels Löb, den er doch sonst über alles liebte, — was die flehenden Blicke Mathildens, seiner Jugendfreundin und ersten Liebe — er wollte nun einmal fort aus dem kleinen unbedeutenden Städtchen, wollte ins stürmische Leben der Residenz hinein. Nur unter der Bedingung, daß er in drei Jahren längstens wiederkehren müsse, gab sein Vater die Einwilligung hiezu. Aber auch dies war schwer zu erlangen; denn Bergheim war von eiserner Festigkeit, und er wollte nun einmal nicht, daß sein einziger Sohn eine Laufbahn einschlage, die, dornenreich, dem Juden keine Lorbeeren bringen könne, er wollte, daß er was Rechtes lerne — was Rechtes werde. — Die Einwürfe seiner Frau, die Liebe zu seinem Kinde erschütterten zum Theil seine Consequenz, und so hatte er, wenn auch ungern dem Sohne gestattet, in Berlin Philosophie zu studiren, und ihn reichlich mit Geld versorgt, damit er das Leben genieße — wenn er nun schon einmal in der Residenz ist, in der er nur eine

kurze Zeit verbleiben durfte. Auch sein Bruder Löb hat einen guten Antheil an diesem Meinungswechsel, denn Löb liebte seinen Neffen abgöttisch. Wie oft hatte er nicht Ernst's Jugendstreiche vertuscht, wie oft seinen tollen Uebermuth entschuldigt — wie oft den Vermittler zwischen Vater und Sohn gemacht; denn Aron war heftig und jähzornig wie fast alle guten Naturen, und Ernst spielte oft und gern den Beleidigten. Im Bewußtsein, der geistig Begabteste seiner Familie zu sein, tyrannisirte er sie oft auf unverantwortliche Weise — sein Onkel war es dann immer, der die Zürnenden aussöhnte, der wieder Friede und Eintracht herstellte, und was der würdigen, herzensguten, edlen Frau des Hauses nicht gelang, das brachte Onkel Löb rasch zu Wege. Löb Bergheim war aber auch ein Original in seiner Art, er war eine schöne erhabene Seele.

Seine Gefühle glichen seinen Vatermördern, die immer in die höchste Höhe gingen. Er war gut, herzensgut, und hatte für alle, die ihn kannten und die ihm nichts in den Weg legten, so viel Theilnahme, so viel Bereitwilligkeit und Freundschaft (nur Geld mußte man von ihm nicht verlangen), daß ihm niemand gram sein konnte. —

Er hatte wunderliche Eigenschaften; von seinem Verkehr mit den großen Kaufleuten in der Residenz, (wo er vor Jahren etablirt, dann aber als seine Frau gestorben, deren Grab er immer noch zeitweilig besuchte, herabgekommen war, weßhalb er im Geschäfte seines Bruders seine Stellung nahm), hatte er gewisse feine, residenzliche Manieren angenommen; — er coquettirte mit dieser Vornehmheit seines Wesens, er sah auf seine Kleidung, und war auch sein Oberkleid einfach, so war doch seine Wäsche aufs feinste gewählt. — Löb Bergheim — bereits weitaus vierzigjährig — liebte auch die Künste — er hatte ein leidenschaftliches Attachement für die Musik. Löb

glaubte eine schöne Stimme zu besitzen, und wenn er Samstag früh seine Toilette machte, sang er dazu am offenen Fenster; und wenn er Sonntag Morgens, wo die Geschäfte nicht drängten, sich an einem kleinen Spiegel der Lichtung des Fensters selbst rasirte, intonirte er mit einer recht hübschen Stimme eine Opernarie nach der andern. Nie hat sich jemand mit mehr Behagen rasirt als Onkel Löb, so nannte man ihn im Hause. „So kannst du mich betrüben, Othello kannst du lieben?" Jetzt die Seife eingestrichen. „Treibt der Champagner das Blut in die Kreise, ist das Leben herrlich und frei." — Das Messer wird geschärft. — „Ihr Fischer, wacht auf! singt die Bacarole." — Erster Strich über die Oberlippe, während die linke Hand die Nase festgeklemmt hält — jetzt läßt sie die Nase los. „Gnade — Gnade für die arme Seele." Zweiter Strich, die Nase wird wieder festgenommen; Löb hat Lust und trällert einen Kadisch in der Melodie: „Mein Herr, mein Gatte, Geliebter, wo weilst du?" — War dann die Bartabnahme vollendet, dann fiel eine Arie wild in die andere: Valentine in die Klagen Robert des Teufels, die Nachtwandlerin in die Verzweiflung Don Juans. „O welches Glück Soldat zu sein," wechselte mit „das Gold ist nur Chimäre" — und alles das fühlte Löb so musikalisch und moralisch mit, daß eine Maske wohl recht hatte, wenn sie ihm an einem Purim den Spottnamen Löb Singer gab. Das war aber Löb's einziger Fehler; er citirte „Opernarien" und man lachte dann über ihn wie gestern Ernst, der mit Mathilden stritt, und sich durch Onkel Löbs heiteres Dazwischenkommen erst wieder mit ihr versöhnte, denn Löb liebte das arme Waisenmädchen; — niemand im Hause wie er wußte davon, daß Ernst längst die Jugendfreundschaft in schwärmerische Liebe verwandelt hatte; daß die kindischen Spielereien der zwei jungen

Leute, einer ernsten Neigung Platz gemacht habe — und daß die beiden sich geschworen, immer für einander zu leben — daß keine Macht der Welt sie trennen könne. Er wußte es und verrieth das Geheimniß auch nicht mit einem Sterbenswörtchen und beschützte diese Liebe, wiewohl er gerechte Ursache hatte zu glauben, daß sein stolzer Bruder es nicht gerne sehen wird, wenn Ernst Mathilden unter den Trauhimmel führen werde, — daß seine Schwägerin, so gut sie auch von Natur sein mochte, doch eine reiche Parthie für ihren Sohn ausgedacht hatte. — Aber daran dachte er ja nie, er wähnte Ernst und Mathilde glücklich, und das ging ihm über alles, er war ja gewiß, daß sein Bruder seinem Kinde nichts abschlagen könne, und Ernst liebte ja Mathilde so, daß er nur ihr und keiner andern die Hand reichen konnte. — So war er Beschützer der beiden Liebenden, und als solcher fürchtete er von Ernst's Reise nach der Residenz, daß seines Neffen Herz doch Mathilden entfremdet werden könne, weil er den lebhaften Sinn des Jünglings kannte, den die Eindrücke der Residenz sicher nicht unberührt lassen konnten.

Und deßhalb war er still wie alle andern, die um den Tisch saßen — und sprach auch kein Wort, als sein Bruder Ernst jetzt noch einige Ermahnungen mit auf den Weg gab, fromm und brav zu bleiben. — „Vergiß nie, daß du Jude bist", schloß Aron Bergheim, indem er Ernst, der aufgestanden und zu ihm gegangen war, auf die Stirne küßte, und wie segnend seine Hände über sein Haupt bereitete.

Ernst neigte sich über den Vater und küßte ihn, und Frau Bergheim, die mühsam lange schon die Thränen über den Abschied von ihrem einzigen Kinde zurückgehalten, weinte jetzt bitterlich. —

„Aber Kinder", meinte jetzt Onkel Löb, „erschwert doch dem Jungen nicht das Herz, obwohl er's verdient. Trinkt lieber!" und als wollte er Humor in die mehr als traurige Familie bringen, trällerte er: „Schenket ein, ihr frohen Brüder!" und nahm die Kaffeekanne, um Ernst noch eine Tasse Kaffee zu reichen.

„Mathilde," rief er jetzt, „die Kanne ist ja leer, und Ernst hat erst eine Tasse."

Das Mädchen, das immer noch vor dem Kamine stand, fuhr zusammen — und die weißen schönen Arme kamen aus drm Tuche hervor und legten frisches Holz an; die Thränen fielen in's Feuer, und sie nahm sich kaum Zeit, die Wangen zu trocknen. Sie brachte eine zweite Kanne, schenkte Ernst die Tasse voll, fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend sagte sie: „Du gehst also doch fort?" — Mehr konnte sie nicht sagen. Aron Bergheim meinte lachend: „Ei, ei, Dir geht es ja näher wie mir, kleines Mädchen!" und Frau Bergheim lächelte unter ihren Thränen über die Eroberung ihres Sohnes. Ernst aber neigte sich über sie, umschlang sie mit dem Arm, flüsterte ihr in's Ohr: „Aber mein Herz bleibt ewig bei Dir," und laut sagte er: „Wir werden uns ja wiedersehen, Kind, wozu die Trauer?" Herr Bergheim legte jetzt die Pfeife bei Seite, und Frau Bergheim schluchzte lauter als früher, und Onkel Löb intonirte mit gebrochener Stimme: „Und wenn er wiederkehrt."

Da knallte es laut in der Hausflur, und alle riefen: „Der Kutscher!"

Ernst sprang auf und küßte den Vater, dessen Gesicht jetzt stürmisch bewegt schien, er küßte die lautweinende Mutter, die unter Schluchzen ihm einen warmen Shawl um dem Hals band, und das Taschentuch, das er auf dem Stuhle liegen ließ, in die Tasche steckte.

Noch eine Umarmung, noch einen Kuß — und Ade.

Die Eltern durften nicht vor die Thüre, denn es war zu kalt für sie in der rauhen Morgenluft. Mathilde und Onkel Löb geleiteten den Scheidenden. Und draußen am Wagen, da drückte sie den Geliebten noch einmal zitternd an's Herz und bat ihn, ihr treu zu bleiben.

Und wieder war Onkel Löb die Scene zu tragisch, und er nahm des Kutschers Peitsche und knallte lustig zu der Weise: „ho, ho, ho, so gut, so froh, der Postillon von Longjumeau."

Mathilde legte nochmals den Arm um Ernst's Schultern, und bat innig: „Vergiß mich nicht." „Niemals!" rief ernst, wand sich sanft aus ihren Armen, küßte Onkel Löb; — zwei Sekunden darauf, und der Wagen rollte fort.

Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesichte nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus, wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam auf seinen Spieß gestützt in die Höhe, und blies fünf Uhr.

Langsam, schauernd vor Frost und Trauer, ging sie mit Onkel Löb, der theilnahmsvoll jenes Schweigen beobachtete, das angenehmer auf den Leidenden wirkt, als alle Trostreden, in das Haus zurück.

Aron Bergheim und seine Frau saßen schweigend auf ihren Plätzen — das Kaminfeuer war ausgegangen, — die Lichter waren herabgebrannt, — unheimliches Dunkel herrschte im Zimmer. Mathilde setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit ihm gesessen hatte, dem sie jetzt tausend Grüße nachsandte — während er dahin

fuhr auf der breiten Landstraße, und sein ganzer Geist mit Plänen und Entwürfen für seine Zukunft in der Residenz erfüllt war! —

II.

Da liegt sie so schön vor uns — die königliche Residenz Berlin. — Eine herrliche Stadt! Kein gebietender Herrscherwille schuf dies Chaos von Thürmen, Rath- und Kaufhäusern, Waarenhallen, dampfenden und funkensprühenden Feuerschloten!

Was da im Abendglühen von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne des ersten Augusttages erleuchtet und von der matten Scheibe ihres Stellvertreters an der Wächterzinne des Himmels sanft bläulich schon angedämmert vor uns liegt, schuf sich im Laufe der Jahre durch die Umstände selbst.

Es ist zehn Uhr Abends, die Stunde, wo die Müden zur Ruhe gehen sollen; aber Berlin, eine Stadt des Luxus und Genusses, wird nicht sobald müde; noch wogen die Menschen auf und ab, noch stehen Liebende in träumerischem Plaudern und sprechen von künftigem Glück, das nur zu oft dem Golde gleicht, das eben der Mond auf den Fluthen der Spree schwimmen läßt — in den Schänken kämpft die Rebe und der Gerstensaft um den Sieg — das morgenländische Opium, die Cigarre, sekundirt beiden, bis die Kämpfer auf beiden Seiten unterliegen; — eine gute Nacht hieben und drüben, und alles wird still.

Halten wir aber in der Friedrich Wilhelmsstraße bei einem herrlichen, stattlichen Pallaste still, so sehen wir die hohen Fenster noch hell erleuchtet. Der Portier in Galla und die vielen Equipagen, die vor dem Hause stehen, zeigen uns bald, daß hier mitten in der todten Saison eine glänzende Soiré stattfinden muß, und wenn

wir einen der reichlivrirten Diener fragen, so sagt er uns: „Ah, da oben geht es glänzend zu, der Herr Baron von Wingen sind heute Justizminister geworden, und deshalb herrscht im Hause Lust und Freude, Wonne und Frohsinn.“

„Baron von Wingen? — das ist derselbe, den das Volksblatt so sehr empfahl.“

„Derselbe,“ entgegnet der Diener, den übrigens das Fragen schon zu belästigen schien.

Ja, bei Baron von Wingen ging es wirklich fröhlich her. Der Sieg, den der ehrgeizige Herr des Hauses heute errang, hatte die Gesellschaft, welche nur aus Freunden der neuen Excellenz bestand, alle Rücksicht, vergessen lassen; man warf die Etiquette über den Haufen und wie Champagner und Wein in Strömen sich ergoßen, so überfluthete Witz und Humor die Conversation der herrlichen Gesellschaft.

Ein blendendes Licht von hundert Wachskerzen auf Kronleuchtern und Girandolen strahlte in dem Saale wieder, in dem eben noch Musik erschallte, und zahllose Paare in wunderbarem Gemisch im Contretanz einherschwebten. In den Zimmern, die an den Tanzsaal stießen, waren für die älteren Herrschaften Spieltische arrangirt, und Baron von Wingen, der galante Herr des Hauses, wechselte mit seiner immer noch schönen Frau im Spiele ab, damit sich stets eines von ihnen entweder bei den Tanzenden oder Spielenden befinde und sich so jede Partei gleicher Gunst erfreue. Daß seine Excellenz nicht ungern bei den Ersteren verweilte, konnte man ihm als eifrigem Bewunderer schöner Frauen und Mädchen nicht übel nehmen, denn an solchen fehlte es im Saale wahrlich nicht. Es war ein Kranz von lieblichen und schönen Gestalten, der wohl jedes Auge entzückt haben würde. Die lieblichste und schönste aber war nach dem

ausgesprochenen oder schweigenden Urtheile aller Herren Bertha, des Barons Tochter. Ihre sonst etwas bleichen Wangen vom lebhaften Tanze geröthet, die großen Augen strahlend von Licht und Leben, die schlanken elastischen Glieder der herrlichen Gestalt mit wunderbarer Anmuth bewegend — so schwebte sie über den glatten Boden des Saales wie die Muse des Tanzes selbst. Neben dieser blendenden Erscheinung wurden die anderen Frauen zu Wachsfiguren und Marionetten, wie bezeichnend ein wohl achtundzwanzigjähriger, junger Mann, einem gleichfalls jungen Herrn der Gesellschaft zuflüsterte; es war Ernst Rode, der einzige Bürgerliche unter den Anwesenden, und doch von allen auffallend bevorzugt; aber er war auch von liebenswürdigster Laune — hier ein übermüthiges keckes Wort, dort eine feine Schmeichelei — hier eine satyrische Bemerkung, dort eine Sentimentalität; die Damen schienen vollkommen zu vergessen, daß ein so unermüdlicher und gewandter Tänzer, ein so hübscher Mann doch nur ein Bürgerlicher sei.

Die Raststunde war herangekommen, die ältern Herrschaften waren zuerst in den Speisesaal getreten und hatten sich bereits hinter ihren Stühlen gereiht, die Gesellschaft aus dem Tanzsaale kam hinterdrein. Man hatte rasch Platz genommen und in fröhlicher tollster Laune die Mahlzeit begonnen; je mehr sie sich ihrem Ende nahte und je schneller sich die von den Bedienten stets wieder gefüllten Champagnergläser leerten, desto lärmender, wüster wurde die Unterhaltung. Der dünne Firniß äußerlicher Cultur, aus welcher die ganze sogenannte Bildung dieser bevorrechtigten Klasse besteht, begann von den Strömen Weines, die unaufhörlich floßen, in einer erschreckenden Weise heruntergespült zu werden, und die nackte, trostlos dürftige Natur kam überall zum Vorschein. Die jungen Herren erzählten den jungen

Damen ihre Abenteuer in einfach plumper Weise; nur Rode machte eine edlere Ausnahme — wie zart, wie fein war sein Gespräch mit Bertha, der er gegenüber saß und deren schöne Erscheinung seine Blicke verschlangen.

Ernst Rode war einer der geistvollsten Schriftsteller der Residenz; als Redacteur des Volksblattes, des gelesensten, einflußreichsten Journales desselben, hatte er sich rasch einen Namen gemacht, und galt für den tüchtigsten Publizisten Berlins. Nicht umsonst war der Baron von Wingen, einer der wenigen liberalen Adeligen des Landes, so freundlich und zuvorkommend gegen den jungen Journalisten, er dankte sein Portefeuille theilweise den Bestrebungen des Volksblattes, das, mächtig für ihn Partei ergreifend, ihm eine seltene Popularität erringen half, welche dann allerhöchsten Ortes zwang, den Baron in den Ministerrath zu berufen.

Rode war, wenn auch nicht das, was man einen schönen Mann nennt, von der Mutter Natur nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet, und die gute Gesellschaft, in der er sich stets bewegte, hatte die natürliche Grazie seiner Maniern noch erhöht.

Die Damen hingen an seinem Munde, der so geistvoll zu plaudern, ihnen so viel Schönes zu sagen wußte, und doch waren alle seine Huldigungen nur der Königin unter diesem jungen Volke, Bertha, gewidmet, die lange schon für den geistvollen Journalisten Interesse fühlte, und der es sehr zu schmeicheln schien, wenn, was über Tische mehr als einmal geschah, Rode's Blicke den ihren begegneten; und doch senkte sie jedesmal die Wimpern vor einem Augenpaar, das bei aller Unbefangenheit so beredt und forschend blicken konnte.

Sie schwatzten scheinbar unbefangen über allerlei gleichgiltige Dinge.

„Oh, es geht nichts über den Eindruck einer Gesell-

schaft junger Mädchen!" sagte Rode eben. „Diese schelmischen Augen dort, diese sinnigen hier, diese Rosen auf den Wangen, diese Lilien auf Arm und Nacken, jede eine Knospe voller Hoffnung für die Zukunft, jede so ganz das schöne, liebevolle Geheimniß eines jungen Mädchenlebens! Wer kann so schöne junge Mädchen im traulichen Vereine sich heiter dem Augenblick dahingeben sehen, ohne nicht zu gedenken: Was wird euch allen noch einst beschieden sein? Welche Flammen werden in euern Herzen lodern? Wo waltet jetzt wohl die Hand, die liebend die Eurige einst erfaßt? Vor welchem Munde, der von Liebe spricht, wird euer Jugendmuth verschwinden? Und ach, welcher von euch sind noch Leiden aufgespart? Der vielleicht, die jetzt die Glücklichste scheint?"

„Doktor, Sie werden ja melancholisch" meinte ein langer, echt preußischer Junker, Herr Baron Barnen.

„Natürlich, das wird langweilig" schnarrte Lieutenant von Löwenstein, berühmt als Lieutenant und geistloser Rennomist, dazwischen.

„Pardon ich vergaß mich" entgegnete Rode, und mit kunstgerechter Hand eine Flasche Cliquot entkorkend, füllte er den perlenden Wein in die langen zierlichen Kelche, die ihm die Diener reichten. „Meine Damen, meine Herren! Wir trinken auf ein bedeutsames Ding! Es lebe der Humor!"

Er lebe! lallten und riefen hundert Stimmen, während Ernst sich zu Bertha bückte, und fast unhörbar lispelte: „Zuerst auf Ihr Wohl, mögen Ihre Augen allezeit so fröhlich blicken als in dieser Stunde!"

Bertha schlug den Blick nieder und betrachtete sinnend die Rose, die ihr Kleid schmückte. „Sehen Sie doch, wie wundervoll diese Rose ist! Lieben Sie auch die Rosen?"

„Ich liebe Alles, was schön ist“ sagte Ernst, nicht auf die Rose, sondern auf Bertha blickend. Sie hob die langen Wimpern und schaute ihm tief und voll in die leuchtenden Augen.

„Da“, sagte sie plötzlich und hielt ihm die Rose entgegen, als ob er ihren Duft einathmen sollte; er aber fühlte nur, wie sich die schlanken Finger Bertha's leicht wie ein Hauch auf seine Lippen legten. — —

„Der Humor bringt mich auf einen humoristischen Einfall“ lallte Baron Barnen, „verlassen wir den schwülen Salon und promeniren wir ein wenig im Garten.

„Bravo, bravo!“ rief es jetzt fast einstimmig, und in wenigen Minuten hatten sich die Paare geordnet.

Rode hatte galant Bertha's Arm genommen. — Wie schön sie war — sie war eine Knospe, die zu einer wundervollen Rose aufblühen mußte! Warum konnte er nicht den ersten Blick in dieses schwellende Knospenleben thun, sich nicht zuerst an dem Dufte dieser frischen Blume berauschen?

Sie waren in den Garten getreten — beide schwiegen. Ein stilles nächtliches Naturbild lag vor ihnen. Würziger Blumenduft erfüllte die warme thaulose Luft, Glühwürmchen irrten wie leuchtende Sterne durch das Dunkel. Im blauen Mondlicht, das wie Phosphor um die alten Eichenstämme leuchtete, glühte im Wiederschein der herrliche Palast Wingen. Es war ein Stillleben von den Sternen an bis zu den im Grase auffliegenden Insekten, von dem fernen Brausen einer sich zur Ruhe begebenden Dampfesse bis zu der Pappel, in deren Zweigen es leise rauschte, als flüsterten sich ihre Blätter allerlei zu, was die tobende und lärmende Gesellschaft, die lachend und kosend da einherschritt, betraf. —

Unwillkührlich und unbeachtet war Rode mit Bertha ein wenig zurückgeblieben — sie traten in einen der Seitengänge des Gartens.

Bertha war heftig erregt, es wogte stürmisch in ihr. Das langverhaltene Interesse für Ernst, dessen Liebe sie ahnte, wurde immer größer, es mußte bei dem leidenschaftlichen Mädchen zu mächtigem Ausbruche kommen; er fühlte ihren weichen Arm fester den seinen umfangen, eine unwiderstehliche Gewalt führte sie zusammen. Und auch Rode wurde leidenschaftlicher, er vergaß den Abstand des Bürgerlichen und der Adeligen, in seine Reden mischten sich zärtliche, liebevolle und feurige Worte; er fiel vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie, drückte sein glühendes Gesicht in ihren Schooß, er küßte ihr Gewand, ihre Hände. „O Bertha, süße, holde Bertha! Stoßen Sie mich nicht zurück, lieben — lieben Sie mich! Mein Blut, mein Leben, meine Seele sind ja Ihr!" — Sie ergriff seinen Kopf und küßte ihn innig auf Stirn, Augen und Mund. Dann aber raffte sie sich empor, und wie von Dämonen verfolgt, lief sie tiefer in den Garten hinein, überwältigt von ihrem Gefühle brach sie an einer Gartenbank zusammen. Ernst fing sie in seinen Armen auf, er bedeckte ihre kalten Hände, ihre bebenden Lippen mit glühenden Küssen.

Sie richtete sich halb empor und ihre Augen mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf ihn heftend, sagte sie leise — leise und fest:

„Ernst, höre mich an! Liebst Du mich jetzt in diesem Augenblick, so wie Du glaubst, daß Du ein Weib auf Erden lieben kannst?"

„Ja, Bertha!"

„Nun denn, Ernst! So liebe ich Dich — jetzt und für und für." —

Der wüßte Lärm der Gesellschaft war verklungen,

sie mußten auf der entgegengesetzten Seite des großen Gartens sein — eine Nachtigall aber schlug melodisch ein Lied, und aus dem purpurnen, sternbesäeten Himmel glänzte Hesperus über das liebeglückliche Paar. — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ball bei Baron Wingen war vorüber, Rode ging in seinem Zimmer heftig auf und ab, er war eben aus der reichen Gesellschaft zurück gekehrt, das Frühroth drang durch die geschlossenen Gardinen — im Zimmer war es auffallend kühl. Er blickte zum Fenster hinaus, das spähende Auge nach jener Seite richtend, wo man den obersten Giebel des Pallastes Wingen emporragen sah.

Dann warf er sich wieder auf das Sopha, um von ihr zu träumen, aber je eifriger er sich ihr geliebtes Bild vorzustellen suchte, desto eigensinniger schien es sich ihm verbergen zu wollen. Immer wieder steckten sich Fratzen dazwischen, und plötzlich stand ein Frauenbild vor ihm, gehüllt in lange, wallende, weiße Gewänder.

Er wollte lachen über das tolle Bild — aber das Lachen erstarb auf seinen Lippen. Schauer durchrieselte ihn, seine Haare bäumten sich, wenn ihn die weiten, großen Augen, in denen ein so namenloses Wehe lag, anstarrten. Mit einem wilden Schrei: „Mathilde!" fuhr er heftig auf. „Nein, Du bist Mathilde nicht! es ist der Tod, der Deine Gestalt geliehen." — Das schreckliche Bild war verschwunden, aber noch hatte Ernst sich nicht beruhigt, daß es nur ein Bild gewesen; so deutlich hatte er mit geschlossenen Augen jedesmal im Zimmer, den Sonnenstrahl, der jetzt schon hereindrang, Alles, Alles gesehen!

„Warum heute gerade heute dies fürchterliche Bild! Mußtest Du sterben, damit ich sie lieben kann? Ist denn

das Menschenherz so klein, daß eine Empfindung, um darin zu wohnen, die andere verdrängen muß?"

Und trüber und trüber wurde es in seiner Seele, längst vergessene Bilder traten vor sie hin; im Gewirre des Lebens, wo eine Erscheinung die andere verdrängt, wo wir in der tyranischen Gewalt des Augenblickes stehen, Alles, Alles vergessen, waren sie ihm entschwunden. — Das bleiche Bild, das er jetzt gesehen, rief die Erinnerung an seine Kindheit wach; und wie er die Rose anstarrte, die er Bertha früher genommen, sah er sich in seines Geistes Auge wieder in einem kleinen Garten eines Städtchens; er spielte mit Steinchen, die er auf dem Schooße einer jungen Frau sammelte, die ihm jedesmal so lieb die braunen Locken streichelte und mit jener Geduld, die nur eine Mutter hat, nicht müde war, alle seine Fragen zu beantworten, und dann kam sein Vater und spielte mit ihm; und wenn die Mutter sein Haupt stürmisch an die Brust gedrückt, so drohte er scherzhaft mit dem Finger und sagte: Du verdirbst ihn ja wie sein Onkel Löb.

Das Bild zerfloß, aber Ernst war aufgesprungen. „Konnte ich denn anders?" rief er. „Ihr habt mich ja zurückgestoßen, nicht ich Euch!" Und er schüttelte trotzig das Haupt, daß die Thränen, die sich aus seinen Augen stahlen, zur Erde fielen, als wollte er die Bilder, die ihn an die Tage seiner Jugend erinnerten, gewaltsam verscheuchen. — —

Der Leser hat nun vielleicht in Ernst Rode den jungen Bergheim erkannt, der zehn Jahre bereits fern von seiner Heimath lebte, hier aber nur unter seinem Schriftstellernamen bekannt war. Schon damals, als er von seinen Eltern Abschied nahm, ging ihm die Mahnung für seinen künftigen Beruf auf.

Es gibt eine Schwärmzeit im Gemüthe des Jüng-

lings, eine heilige Zeit der Dämmerung und des sehnsüchtigen Träumens — diese Stunden sind die der Geburt unseres geistigen Menschen. In diesen Stunden werden die Bücher unseres Schicksals angelegt, in ihnen öffnen sich feierlich und schwer diese großen, leeren Blätter, auf welche unser Schutzgeist das Größte, Erhabenste, Glücklichste schreiben möchte, wenn nur nicht die starken Dämonen unserer Leidenschaft ihn von dem Buche hinwegdrängten, ihm die Feder aus der Hand rissen und thörichte Hieroglyphen oft hineinzeichneten, von denen wir uns in unseren späteren Tagen verhüllten Antlitzes wegwenden.

In einer solchen Dämmerstunde, wo wir nichts sind als Gefühl, nichts wollen als die liebende Umarmung des Alls, nichts fürchten, und wäre es die eigene Vernichtung, da ergriff es auch den zwanzigjährigen Jüngling, der über ein Jahr schon an der Hochschule gewesen, dem Willen seiner Eltern zu trotzen und Schriftsteller zu werden! —

Sein Hang hiezu siegte über die Liebe zu seinen Eltern; denn sein Vater, der sonst so harmlose kindliche Mann, wollte um keinen Preis die Neigung des Sohnes gewähren, er wollte durchaus, daß er Kaufmann werde; vergebens war Bitten und Flehen. Hartnäckig wurde die Erfüllung verweigert.

Der Fluch des Menschen ist sehr oft, nicht im Stande zu sein, Situationen zu beherrschen; statt daß Ernst seinen Vater durch freundliches Entgegenkommen hätte gewinnen sollen, reizte er ihn durch Härte und Schroffheit nur noch mehr; Vater und Sohn wurden immer mehr entfremdet, und als Ernst die Universität absolvirte, war er mit seiner Familie ganz zerklüftet. Nur eines verband ihn noch mit ihr — der Glaube, an dem er wenigstens scheinbar noch hielt. Er verließ die Residenz

und kehrte nach Jahren erst wieder — nicht mehr unter dem alten Namen seiner Familie, er hatte den angenommen, unter dem wir ihn bereits kennen. Er war kalt genug, den Umgang mit seiner Familie zu entsagen, und übertäubte die Vorwürfe, die in seiner Seele oft genug sich erhoben, mit Anschuldigungen gegen seinen Vater, die nur zum Theile gerecht waren. Noch immer kämpfte er einen harten Kampf — aber sein verletzter Stolz, seine Eitelkeit gaben ihm die Waffen in die Hand, ihn zu bestehen.

Rode begründete bei seiner Rückkunft das Volksblatt und war bald der Mittelpunkt der Welt des Geistes der Residenz; die Gewandtheit der Formen seiner Schreibweise, sein Witz und Scharfsinn eroberten ihm das Feld, das er immer siegreich behauptete. Gefürchtet und geliebt, wie keiner, drängte sich hoch und niedrig an ihn, und nur in dieser glücklichen Stellung konnte er Trost finden für die innere Leere, die er empfand.

Ernst's Aufregung war immer noch nicht vorüber; zwar war er etwas ruhiger geworden, aber die ambrosische Schönheit des Sommermorgens war verschwunden. Der Sommer hatte heute keinen Glanz mehr für ihn, der Gesang der Vögel keine Süßigkeit — der übermüthig sprudelnde Quell der Lust in seinem Busen war versiegt.

„Du bist jetzt in der rechten Stimmung für die Arbeit!" sagte er bitter, und schritt zu seinem Schreibtisch — aber der Gedankengang stockte; nicht zum Erstenmale, aber mehr als je mahnte es ihn heute immer wieder daran, wie schief, wie eigenthümlich doch seine Stellung sei. Entfremdet den Seinen, die ihn wahrhaft liebten — für ein Phantom, für eine Stellung, aus deren Höhe er jeden Tag stürzen konnte, wenn ein Zufall aus dem Sieger im geistigen Kampfe den Besiegten

machte. Ein eigenthümliches Sehnen erfaßte ihn nach Mathilden, Onkel, Vater und Mutter, und jenes Gefühl, das selbst den seinem Glauben am meisten entfremdeten Juden nie verläßt, beschlich ihn — die Sehnsucht nach gleichdenkenden, gleichfühlenden Glaubensgenossen.

Es war Geheimniß, daß er Jude war, niemand wußte, niemand ahnte es; er aber fühlte wohl, daß, falls dies bekannt würde, sein Einfluß gefährdet wäre, denn noch zu groß war die Macht des Vorurtheiles. „Mich widert dies Versteckenspiel meines Denkens und Glaubens an!" hatte er sich oft gesagt, dann aber kam ein neuer Triumph, ein neuer Sieg — und es blieb wieder beim Alten.

Der Postbote brachte eben einen Brief. Ernst erbrach ihn rasch, sein fahles Antlitz färbte sich purpurroth. Es war von Mathilde, die erste Annäherung seit Jahren. Sie schrieb ihm, daß die Mutter krank, der Vater noch immer grolle, das Familienleben zerklüftet und entzweit sei, und daß er doch kommen und alles wieder gut machen möge.

Es gibt Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden — in ewigem Widerstreite der Gefühle, in ewigem Kampfe sind sie schwach und haltlos. Ernst war eine solche. Das, was er vor wenigen Minuten vielleicht noch gewünscht, war eingetroffen, aber es bestürzte ihn mehr, als es ihn freute. Bertha's geliebtes Antlitz sah er — sein Ideal, und vor dem Feuer ihrer Augen, die er sich gegenüber wähnte, schmolz die Theilnahme für Mathilde, der er doch einst Liebe zugeschworen, die Sehnsucht nach den Seinen, wie Wachs in heißer Sonnengluth.

Noch kämpften die widerstreitenden Gefühle, als der Diener ein zweites Schreiben brachte, es war ein zartgefaltetes, parfümduftendes Billet von Bertha; es lud

ihn auf das Sommerschloß ihres Vaters, wo sie heute allein sein und ihn erwarten wollte. In stürmischem Entzücken preßte es Ernst an seine Lippen — der Brief Mathilden's blieb unbeantwortet. — —

III.

Monate waren seitdem vergangen, der Winter hatte sein Scepter bereits abgegeben, und der Frühling war lange schon wieder eingezogen. Ernst war jetzt glücklich, immer inniger gestaltete sich sein Verhältniß zu Bertha, die ihn mit der ganzen heißen Liebe eines achtzehnjährigen Mädchens überschüttete. Der Seinen gedachte er kaum, oder doch nur vorübergehend; die Stunden, die der Arbeit nicht gehörten, waren Bertha, nur ihr allein, gewidmet. Die Liebe des jungen leidenschaftlichen Mädchens hatte ihn ganz erfüllt und beseligt. — Das Leben hatte plötzlich einen neuen, nie gekannten Reiz für ihn bekommen. „Ist dieser blaue Dom, der sich immer tiefer und tiefer wölbte, und der an Bertha's Auge erinnerte, derselbe, der sich früher so trostlos bleiern über die Erde wölbte?" fragte er sich; „sind diese funkelnden Lichter dieselben Sterne, zu denen ich früher kaum emporgeblickt? Habe ich den Gesang der Vögel nie vernommen, daß ich jetzt an ihren einfachen Liedern mich nicht satt höre? hatte ich nie Blumen gesehen, daß ich nicht müde werde, ihre schönen Farben zu betrachten? Sein poetisches Gemüth hatte die Liebe neu verjüngt; ihm war zu Muth wie einem, der aus schwerer Krankheit wieder erwacht. Die Vergangenheit lag hinter ihm von einem dichten Schleier verborgen, nur die Gegenwart sah er — aber in der entzückenden, hinreißenden Gestalt, welche die Liebe ihr gab.

Berlin hat einen interessanten jüdischen Friedhof — nicht so imposant durch seine Alterthümlichkeit, als durch

die, welche im ewigen Schlafe dort ruhen. Bertha und ihre Freunde hatten lange schon sich gesehnt, denselben kennen zu lernen, und wollten ihre Neugier heute stillen. Ernst sollte mit von der Partie sein, und konnte es nicht abschlagen; und so betraten sie denn, als die Nachmittagssonne ihre Strahlen herniedersenkte, das Bet Chajim Berlins.

Man hat ein eigenthümliches beengendes Gefühl beim Betreten eines Friedhofes, die Stätte des Todes verdrängt jede Regung der Heiterkeit, jedes Gefühl des Behagens. Schaudernd erkennt der Gefühlloseste die Nichtigkeit seines Daseins, Stolz und Hochmuth schwinden auf Augenblicke wenigstens, wenn man in wirrem Durcheinander die prachtvollen Grabesgrüfte des Reichen, die armseligen Erinnerungssteine des Dürftigen sieht.

In halblautem Tone unterhielt sich die Gesellschaft, an deren Spitze Ernst und Bertha schritten, das Gesicht eines Jeden hatte einen Ausdruck von Schwermuth, den man wohl früher nicht darin gesehen hatte. Selbst Bertha's Lächeln, mit dem sie manche Bemerkung ihrer Begleiter beantwortete, war kein freudiges — es war wie melancholische Sonnenblicke aus trübem Gewölk.

Ernst schien kalt und theilnahmslos, nur manchmal zuckte seine Stirn, als bewegte ihm ein mächtiges Gefühl. Er war zum Erstenmale nach Jahren auf jüdischem Glauben geweihter Stätte. Weit Entferntes, im Meer der Vergessenheit seit langen Jahren Versunkenes, tauchte wie eine glänzende, zauberische Spiegelung wieder über den Horizont der Erinnerung empor. Sie kamen an einen der Seittnwege — ein alter Mann stand, Gebete lispelnd, vor einem Grabe.

„Aber Doktor, was haben Sie denn?“

Ernst stierte auf den Greis, der leise vor sich hinbetete, seine Pulse bebten, sein Antlitz wahr fahl und

bleich, die Adern waren aufgeschwollen, er mußte mächtig erregt sein. Ernst entgegnete nichts.

Jetzt erhob sich der Alte, er hatte die feine Gesellschaft bemerkt, sein Auge ruhte fest auf Ernst, dessen Erregung stieg. Bertha sah ängstlich bald auf den Alten, bald auf Ernst, der sich an einem Grabstein lehnte.

Jetzt trat der Alte vor, er ging bis zu Ernst und lispelte leise: „Ernst!"

Ernst wurde immer unsicherer, sein Auge umflorte sich, er entgegnete nichts.

„Ernst!" wiederholte der Alte mit so weicher und schmerzerstickter Stimme, daß sie einen Stein hätte erweichen können.

„Sie wünschen!" lispelte Ernst.

Der Greis sah ihm tief in das große Auge: „Wozu dieser rauhe Empfang?! Soll's Vornehmheit sein, soll es als Strafe gelten? — Ich habe Dich ja immer geliebt, und du stoßest mich nun kalt zurück!"

Wie unwillkührlich griff Ernst mit der Linken nach der klopfenden Brust — aber er entgegnete wieder nichts.

„Ernst!" begann der Alte wieder, dessen imponirende Würde selbst der herbe Schmerz, der in ihm toben mußte, nicht beeinträchtigen konnte. „Du hast mich also ganz vergessen!"

Bertha schien das lange Schweigen Ernst's unpassend, sie konnte es nicht begreifen, daß er diesen Zudringlichen nicht abweise, daß er so viel Schwäche einem Manne gegenüber habe, für dessen Benehmen es keine Entschuldigung gab. Ein Jude sollte sich mit dem Manne ihres Herzens, mit ihrem Ideal ein solches Spiel — denn etwas Anderes konnte es ja nicht sein — erlauben. Der Gedanke war ihr unerträglich. „Nun Doktor! Die Ungeduld peinigt mich; weisen Sie den Mann doch einfach und energisch ab."

Jetzt erst sah der Greis die Begleiterin Ernst's. „Auch sie gehört zu denen!" flüsterte ihm eine innere Stimme zu, „um derentwillen er uns verließ; sie haben seinen reinen Sinn bethört, und er stößt uns zurück."

„Was wollen Sie?" fuhr Bertha mit Härte jetzt fort; „wir kamen hieher, um diesen Friedhof zu besuchen; ist das nicht gestattet? oder haben Sie sonst ein Recht auf diesen Herrn? — Wie!" —

Die Wirkung dieser einschneidenden Rede war auf die beiden Männer, die sich gegenüberstanden, die verletzendste. Das dritte Wesen, das sich so gewaltsam zwischen ihre Lebensfäden warf, hatte sie wieder verbunden. Jetzt zuckte es in ihren Nerven wie mit einem Schlage, sie handelten übereinstimmend, sie wußten nicht, wie — — —

„Bertha!" rief Ernst innig bittend. Der Alte aber trat entschlossen vor, ergriff den rechten Arm des Mädchens und rief feierlich: „Mädchen, ich betrachte in diesem Augenblicke die Engelszüge der Mutter dieses Armen, sie flüstern mir zu: diese hier führte der Irrweg zum Herzen meines Sohnes, der vom namenlosen Drang des Ehrgeizes verführt, seine Familie, die ihn über alles liebte, vergaß und sie opferte, wie er seinen Glauben hinwarf um ein Nichts!"

„Halte ein!" rief jetzt Ernst mit markerschütternder Stimme.

Bertha hatte dem Greise einen wüthenden Blick zugeworfen, dann nahm sie den Arm eines ihrer Begleiter, und verließ raschen Schrittes den Ort der ihr unerquicklichen Scene.

Ernst lag, zum Himmel aufblickend, in Onkel Löb's Armen. Er warf sich auf ihn, wie befreit von Harpienkrallen zugestürzt, hatte in stürmischer Ueberwallung

seiner erlösten Gefühle ihn an sein Herz gezogen, und Stirne und Wangen mit Küssen bedeckt.

Löb duldete seine heißen Liebesbezeigungen, abgewandt jedoch, denn er durfte ihm ja den vielen Kummer nicht vergeben, den Ernst ihnen Allen bereitet; dann streichelte er des Geliebten Wange, wie in den heiligen Büchern jener Erzvater that, als er die rauhe oder glatte Haut seines Sohnes fühlen wollte, um den rechten Liebling zu erkennen. — Dann wand er sich aus seinen Armen: „Geh, geh!“ hauchte er leise, „geh wieder zu ihnen zurück, deren Schmeicheleien Dich uns entzogen!“—

„Nein, einen Augenblick nur!“ rief Ernst mit bebender Stimme; „lebt mein Vater?“

„Er lebt.“

„Und meine Mutter?“

„Sie ist heimgegangen zu ihren Vätern.“

„Meine Mutter todt!“ schrie Ernst verzweifelt, und seine Knie bebten unter ihm.

Da mehrte sich die Scene; Fremde traten staunend hinzu, betroffen von dem Bilde, das sich ihnen darbot. Onkel Löb drängte Ernst zum Thore des Friedhofes, und erst, als sie diesem hinter ihrem Rücken hatten, begann der Austausch ihrer Gefühle.

Onkel Löb, der in die Residenz gekommen war, um nach Jahren wieder einmal das Grab seiner geliebten Frau zu besuchen, konnte Ernst nicht viel Tröstendes mittheilen. Sein Bruder, durch den Tod seiner Frau noch düsterer als früher, hatte Ernst aus seinem Herzen gestoßen. Alle Bitten waren vergebens — er wollte von dem Sohne nichts mehr wissen, der Jahre lang den Vater entbehren konnte.

Nur wenn er reuig dem Vater entgegen käme, sei Vergebung zu hoffen.

Eine unaussprechliche Wehmuth bemächtigte sich

Ernst's Herz. Das Leben schien ihm ein dumpfer beängstigender Traum.

„Und Mathilde?" frug er Onkel Löb.

„Du hast ihr Herz gebrochen."

Sie gingen schweigend eine Weile neben einander. Und wieder gedachte Ernst Bertha's, jenes Abends, wo er ihr schwor, kein Weib zu lieben wie sie — seit jenem Abende war eine neue Welt für ihn emporgeblüht, eine paradiesische Welt von Liebe und Sonnenschein; und jetzt war es ihm, als versänke ihm auch diese Welt unter den Füssen — und das Glück — die Seinen lagen weit, unerreichbar weit von ihm. Konnte er zu ihnen zurückkehren, ohne sich stets nach Bertha zurückzusehnen, die sein Herz so ganz erfüllte, und die dennoch nie die Seine werden konnte!

Onkel Löb sah bis in sein Innerstes, er beschwichtigte, er tröstete ihn; doch vergebens. — Wieder zogen die köstlichen Bilder der Stunden, die er mit Bertha verlebt, vor seiner Seele vorüber; wie eine Sturmfluth von Seligkeit überkam ihn die Erinnerung an ihren Liebreiz, ihre Güte, ihre holde Rede — und vor diesem wonnigen Traum sank die Wirklichkeit in Nichts.

„Vergieb mir, Onkel, vergieb mir" stöhnte er, „ich kann nicht zu Euch wiederkehren!" —

Er sah, wie schmerzlich es um Onkel Löb's Lippen zuckte, er sah, welch' rührende Klage aus seinen Augen sprach — aber sein Herz war verschlossen, es zog ihn zu Bertha, die er versöhnen wollte, deren rasches Entfernen ihn beängstigte.

Mit dumpfem Schmerze nahm Onkel Löb die letzten Worte Ernst's auf, er litt unsäglich; denn er erkannte, daß der Neffe, den er so über alles geliebt, anders geworden, als er es gedachte, ihre Gefühle harmonirten nicht mehr; ihm schien, daß Ernst mit dem Glauben auch

das Herz für die Seinen verlor. — Er schied von Ernst mit gebrochenem Herzen.

Schon drei Stunden nach jener Scene auf dem Friedhofe fuhr Onkel Löb in seine Heimath zurück, er hatte die trostlose Ueberzeugung gewonnen, daß sein Bruder und dessen Sohn sich nie wieder versöhnen werden. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein köstlicher Anblick, den die Sommervilla des Baron Wingen gewährte, als Ernst in den spätern Nachmittagsstunden ihr Rayon betrat, ein Anblick, wohl geeignet, ein schmerzlich zuckendes Herz zur Ruhe zu wiegen; — während die höchsten Kuppen der gewaltigen Linden, die auf das Portal des Schlosses zuführten, und die Zinnen des Thurmes noch vom rothen Abendlichte angestrahlt waren, lag schon tiefer Schatten unter den Bäumen. Aus den Kronen der Linden, die mit weißem Blüthenschnee überdeckt waren, strömte ein süßer Duft, der die ganze Atmosphäre erfüllte. Rings umher war es so still, daß man deutlich das geschäftige Summen der Insekten vernahm; auf dem Rande eines Brunnens saß ein Vöglein und sang der untergehenden Sonne nach, hoch oben in der rosigen Luft schoßen noch immer einzelne Schwalben, als könnten sie sich heute, wo es doch so wunderschön war, gar nicht entschließen, zur Erde zurückzukehren.

Langsam, fast zögernd schritt Ernst dem Schlosse zu. Er fühlte den Zauber dieser Abendstunde. Der ganze Hof war wie ausgestorben: Er stieg die Wendeltreppe hinauf und ging durch die langen Corridore, die von seinem Fußtritt wiederhallten. Noch einige Schritte — und er war bei Bertha's Zimmer angelangt. Der Geliebten Nähe wirkte wunderbar auf ihn. Der Sturm in seiner Seele, welchen der Abschied von Onkel Löb erregte, war plötzlich vorübergerauscht, und an die Stelle

des wilden Schmerzes eine schwermuthsvolle Trauer getreten. —

Er klopfte. —

Ein Diener trat ihm entgegen: „Das Fräulein ist für Sie nicht zu sprechen.“

Ernst lächelte; er hielt dies für Scherz; da schritt Lieutenant von Löwenstein auf ihn zu: „Auf ein Wort, mein Herr! doch nicht in diesen Räumen, die Sie von heute an nicht betreten sollen.“

Betäubt folgte Ernst dem Lieutenant in den Hof herab. „Da lesen Sie“ sagte dieser, jenem ein Briefchen reichend.

Ernst flimmerte es vor den Augen, die Buchstaben tanzten hin und her; mit Mühe las er: „Mein Herr! Sie haben ein schändliches Bubenstück mit mir getrieben — wie konnten Sie, ein Jude, es wagen, Ihr Auge zu mir zu erheben? Lassen Sie sich nie mehr vor mir blicken. Was ich dem Bürgerlichen verzieh, werde ich dem Juden nie vergeben.

Bertha von Wingen.“

Ernst zitterte, krampfhaft zerdrückte er das Papier, und wie mechanisch griff er mit der Rechten nach dem Herzen — es hatte einen Augenblick aufgehört zu schlagen.

Waren dies wirklich Bertha's Züge, seiner Bertha, die so oft in seinen Armen geruht, auf deren rosige Lippen er wie oft schon seinen Mund gedrückt? Oder war es ein Mährchen, daß er ihre Liebe einst besaß? „Nein! Nein! Dies kann nicht Bertha sein“ rief er fieberhaft erregt, während die schmerzlichsten Gedanken durch seine Seele jagten.

„Herr Lieutenant, es ist ein Scherz, den Sie mit mir treiben.“

„Mit Juden scherzt unsereins nicht. Sie haben sich

in unsere Gesellschaft gestohlen, wir vergeben Ihnen das aber lassen Sie sich nie wieder blicken:"

Ernst zuckte lebhaft zusammen, seine Zornesader schwoll — das war zu viel der Schmach. Er ballte drohend seine Faust, aber Löwenstein hatte ihm schon lachend den Rücken gewandt und war in's Schloß zurückgegangen.

Ernst lachte bitter auf. Was sollte er thun? sollte er Löwenstein zur Rechenschaft ziehen, der die Herausforderung eines Juden unbeachtet lassen würde; wußte er nicht, daß in den bevorzugten Kreisen, in denen er, als Jude nicht gekannt, gelebt, subjektives Belieben als Recht galt und die frivolste Laune des Augenblicks die Richtschnur des Handelns war?

„Um ihretwillen stieß ich die Meinen zurück, ihretwillen habe ich das heiligste Gefühl verletzt. Fort, fort aus diesen Räumen der Falschheit." Sein Blut kochte, er stürzte in das Wäldchen, durch das er schreiten mußte, wenn er in die Stadt zurück wollte. Noch einen Blick warf er zurück; auf die Bäume und Hecken an der Wegseite fiel das helle Licht der Lampen, die man eben im Schlosse anzündete; — aber Ernst sah alles nur wie durch einen Nebenflor, denn seine Augen waren voll Thränen. —

In fieberhafter Eile durchschritt er den Wald; er fühlte, wie aus dem tiefsten Grunde der Seele es aufstieg mit dämonischer Gewalt. Eine wilde Leidenschaft, ein heißer Durst nach Rache, ein wahnsinniges Verlangen zu zerstören, zu vernichten erfaßte ihn, die, welche er noch kurz zuvor geliebt, hatte er jetzt verderben können — und doch, wie ohnmächtig war er; Thränen waren seine Waffen, Thränen, die kein Erbarmen fanden.

Müde war er an einer Eiche niedergesunken, ein Waldvögelein ließ sein eintöniges Lied mit dem ewig

gleichen Refrain ertönen. Wie einsam er sich fühlte, wie verlassen er war, allein, allein auf dieser Erde! Jetzt liebte ihn niemand mehr, die Seinen hat er verlassen und die, für die er es gethan, stieß ihn zurück mit rauher Hand. Vereinsamt war er nun dem Kinde gleich, das auf weitem, ödem Wege den Pfad zum Hause der Eltern verlor! — Hier an dieser selben Stelle hatte er wie oft mit Bertha gesessen, sie hatte den Kopf an seine Brust gelehnt, und süßeste, köstlichste Worte der Liebe hatte ihr Mund geflüstert. Jetzt war es still, so still um ihn her, daß er das Klopfen seines eigenen Herzens hörte.

Nach wenigen Minuten Ruhe sprang er heftig auf — eine qualmige Atmosphäre herrschte — die herrliche Temperatur war vorüber, ein Gewitter schien nahe, und zwischen den hastig treibenden Wolken hervor blickte trübäugig der Mond in das schwarze Wasser des Sumpfes, der am Ausgange des Waldes lag, und die langen Binsen, die am Rande wuchsen, schienen zu flüstern: „Hier ist kühle Ruh' für alles Leid der Erde."

Ernst war an dem Sumpfe stehen geblieben, es war ihm, als winkte es ihm von da unten, herab zu kommen; und nachdem er so eine Zeit lang träumend gestanden, hatte er alle Schauer vor einem kalten, nassen Tode überwunden, und fühlte eine wahre Sehnsucht, den flüsternden Binsen zu folgen. Anfangs rauschte es eintönig an seinem Ohr vorüber, nach und nach aber kam ein gewisser Takt und eine Melodie hinein, und eine einfache kindliche Melodie, welche die Binsen mit leisem Tone immer und immer fort zu singen schienen. Er hatte sie oft schon gehört diese Weisen, und wie er nun die Hand vor die Stirn legte und darüber nachdachte, so fiel ihm ein, es sei ja nichts Anderes als das Wiegen-

lied, mit welchem ihm die verstorbene Mutter in den Schlaf gesungen.

Ja, es waren wieder dieselben weichen Töne; und als er wieder eine Weile gelauscht, da meinte er auch Worte zu vernehmen, nur waren sie anders als die, welche damals zum Wiegenliede gesungen wurden. Die hier erzählten von einem hellen, lichten Tage, von lachenchenden Gefilden mit Blüthen und Früchten bedeckt, so unendlich verschieden von dem morastigen Lande, an dessen Ufer diese Binsen wuchsen. „Und Ruhe — Ruhe gibts dann!" flüsterten sie wieder — „Ruh' von allem Leid der Erde; folge uns!" — — —

Ach! jede Wasserfläche hat für ein tiefbetrübtes und zerrissenes Herz etwas so unendlich Verführerisches; es ist gefährlich an stillen Wässern vorüberzugehen, wenn einem die Seele mit Kummer und Schmerz beladen ist; anfänglich beugt man sich ohne Absicht auf das Wasser nieder, tiefer und immer tiefer, und kann den Blick nicht lassen von der geheimnißvollen Fläche. Ist doch da unten ein ewiges Vergessen zu finden für alles, was uns hier im Leben geängstigt und bedrückt.

Ernst hatte dieselben Gedanken, als er so tief sinnend an dem dunklen Wasser stand. — „Ja, hier unten ist Ruhe und Friede!" rief er. Noch einmal blickte er auf und dann — —

„Jeder Selbstmord ist Narrheit und Feigheit" — hörte er plötzlich eine Stimme neben sich; sie gehörte einer unheimlichen Gestalt, die in einem weiten, dunkeln Mantel gehüllt, ihn forschend zu betrachten schien. „Nur ein Narr und ein Feiger", fuhr der Fremde fort, „verläßt freiwillig diese Welt; der Erstere, weil er seine Verhältnisse Herr über sich werden ließ, der Andere, weil er nicht den Muth hat, ein vielleicht trauriges Leben bis an sein natürliches Ende zu tragen.

Wie mechanisch antwortete Ernst: „Und Sie glauben, es sei kein Fall denkbar, wo der Selbstmord zu entschuldigen sei?"

„Zu entschuldigen, nie!" entgegnete die Gestalt, „zu verzeihen, nur in einem einzigen Falle!"

„Und dieser einzige Fall?"

„Kann nicht der Ihre sein."

„Nennen Sie ihn."

„Um dem Hohne und der Verachtung zu entgehen."

Ernst lachte bitter auf. „Hohn und Verachtung! Wenn aber das Leben all' unsere Wünsche unerfüllt läßt, wenn die, die wir lieben, sich von uns wenden, unser heiligstes Gefühl mit Füssen treten — was dann?!" — Und er fuhr fieberhaft erregt fort, erzählte mit geflügelten Worten seinen traurigen Lebenslauf, und als er in der Erzählung an die letzte Zeit seines Lebens kam, zitterte seine Stimme, und die Thränen tropften ihm langsam aus den Augen. Er schilderte mit glühenden Farben seine Liebe zu Bertha, erzählte mit fieberhafter Hast den Vorfall auf dem Friedhofe, durch den Bertha erkannt, daß er Jude war, weshalb sie ihn von sich stieß, erzählte von der Unterredung mit Löwenstein, vor seinem Gang durch den Wald, von seiner Ankunft hier am Sumpfe und von der Melodie, die ihm die Binsen vorgesungen, von dem alten Wiegenliede und dem „Ruhe, Ruhe, für alles Leid der Erde!"

„Nun, soll ich sie nicht finden, diese Ruhe," rief er schmerzlich, „wer sandte Dich, räthselhaftes Phantom, mein namenloses Unglück noch zu vergrößern, sein Ende zu verhindern und mich von dem Glücke zurückzuhalten, das ich nur im Tode finden kann?"

„Und in der Rache," sagte feierlich die Gestalt, „sie haben Dich getreten, weil Du ein Jude bist, haben Dich bis ins Herzinnerste verletzt, und Du willst jetzt feige

ihnen vergeben, Dich selbst mehr noch durch Mord erniedrigen?! Laß ab von diesem Beginnen — in der Rache finde Trost für Dein zerrissenes Herz."

„Ja, in der Rache, zeige mir die That, die ich diesem Otterngezücht in's Antlitz schleudern soll, ich will sie thun, so wahr ich dies Weib jetzt hasse, hasse, wie nichts auf dieser Welt."

„Gut denn, so geh mit mir." —

Fieberhaft erregt folgte Ernst der Aufforderung des Fremden, sie durchschnitten lautlos die sandige Straße; alles um sie her war in tiefe Finsterniß gehüllt, nur hie und da sah der Himmel lichter über ihnen aus, und der Mond mit seinem Lichte strahlte auf sie hernieder.

Jetzt betraten sie die Stadt, durch enge Gassen kamen sie zu einem einstöckigen Häuschen.

Der Fremde klopfte dreimal, eine verhüllte Gestalt öffnete ihnen. Sie kamen in einen Vorsaal, in dem sie drei ebenfalls Vermummte empfingen.

„Das Unglück und der Zufall haben mir einen neuen Freund zugeführt. Ich bürge für ihn" begann der Fremde. Er lispelte leise dem Einen von den Dreien etwas ins Ohr. Nach kurzer Pause begann dieser: Dein Name:"

„Ernst Rode!"

„Willst Du dem Bunde beitreten, der Rache schwor unsern Bedrückern, der den Kampf gegen das Unrecht und für das Recht beschloß, der die Schranken alten Vorurtheiles niederreißen will? Willst Du uns dienen mit der Kraft Deines Armes wie Deines Geistes?" Einen Augenblick zuckte es über Ernst's Gesicht, dann sagte er mit fester Stimme: „Ich will!"

„So schwöre uns Gehorsam und tiefes Schweigen zu."

„Ich schwöre!"

„Nur der Tod entbindet Dich dieses Eides." Er

reichte ihm eine Maske und geleitete ihn durch eine enge Thüre in einen Saal.

Hunderte von Vermummten saßen auf kleinen schmucklosen Bänken.

Die Stube war mit dichtem, stickigem Qualm erfüllt. Eine lebhafte Debatte hielt Alles in größter Erregung.

„Die Zeit rückt immer näher," schloß eben einer der Redner, „wo wir mit Allem, und wär's mit dem Leben, für die Freiheit werden einstehen müssen. Immer mehr werden die Dinge auf die Spitze getrieben — auf die Spitze der Bayonnette. Auf, ermannen wir uns zur That!"

Wie ein zündender Funke in ein Pulverfaß fielen diese Worte in die Versammlung, immer stürmischer wurde die Debatte, immer kühner der Reden Inhalt, immer herausfordernder ihr Ton. —

Auch Ernst war unter den Rednern aufgetreten, und die Macht seines Geistes, seine seltene Begabung zeigte sich auch hier. Wie bezaubert blickte diese erregte Versammlung zu den Lippen des Redners, der milden Ernst mit Feuer des Ausdrucks paarte. „Ja, laßt uns das Heil suchen, das man uns grausam vorenthält," rief er begeistert. „O heilige, unentweihte Göttin der Gerechtigkeit! Stehe Du uns bei! In Deinem Sinne wollen wir wahr sein, und der Lüge und Falschheit gegenüber unsere Waffen führen. Krieg! Krieg! ruft Ihr Euch zu? Gut denn — im Kriege kennt die Noth kein Gebot. Jede Waffe ist gerecht, die den Gegner abwehrt. Sind wir vor allem fest gegliedert, einig, dann laßt unsern Bund mächtig sich erheben, himmelanstrebend in ewiger, ungebundener Kraft. Freiheit sei das Zusammenspiel seiner Formen, Einigkeit das majestätische Bekenntniß seiner Angehörigen!"

Er streb' empor durch Drang und Zeit,
Mag himmelan sich ringen;
Er schaff' ein Werk der Ewigkeit,
Und laß sich nie bezwingen.

Ernst war zu Ende, alles drängte sich zu ihm; man schüttelte ihm die Hand, ertheilte ihm die größten Lobsprüche, umarmte und küßte ihn. Erst am frühen Morgen trennte man sich, nachdem alle Anwesenden Verschwiegenheit versprochen und gelobt. —

Zwei Tage, nachdem Ernst Mitglied des Verschwörungsclubs geworden, der ein Zweig-Comité des damals über ganz Europa von Paris aus geleiteten Freiheitsbundes war, brachte sein Journal „das Volksblatt" die räthselhafte Mittheilung: „Unser Redacteur Ernst Rode wird seit zwei Tagen vermißt, alle Nachforschungen blieben vergeblich, es muß ihm ein Leid zugestoßen sein." Und in Ernst's Heimath, wo man trotz der Zerklüftung mit ihm das Volksblatt heimlich hielt, gab es zwei Personen, welche diese Stelle immer und immer wieder lasen, bis die Thränen, die sie um den Vermißten weinten, die Buchstaben unkenntlich machten. —

Es waren Mathilde und Onkel Löb.

IV.

Die Tage der Bewegung in der preußischen Hauptstadt waren vorüber, seit einer Woche herrschte wieder Ruhe und Ordnung. —

Goldsonnig leuchtete der Tag am unbewölkten Himmel, als um diese Zeit ein kleiner, mit Staub bedeckter Halbwagen langsam auf der Landstraße zwischen Zamosk und Maranow fuhr. Um die Dämmerung gelangte das kleine Gefährte an die Thore Maranows; die Aufregung, welche die allgemeine Bewegung des Jahres hervorge-

rufen, zeigte sich auch hier; Kinder, Frauen, Greise tummelte sich auf den Straßen, schwatzten und stritten laut über Tagesneuigkeiten, für deren Kunde ein einziges Zeitungsblatt ausreichte, das einer der wenigen, die überhaupt lesen konnten, mit lauter, erhobener Stimme von einem Faß herab vorlas. —

Der Kutscher erfuhr in dem Lärm erst von Andern, daß hinter ihm sein Passagier nach ihm verlangte.

Er wandte sich theilnehmend.

Maranow ist eine ansehnliche Stadt, aber die schlechtgepflasterte Straße mußte dem Passagier, der ausgestreckt im Innern der Halbchaise lag, empfindlich werden. Der Kutscher erfuhr, er solle langsamer fahren. — Zugleich wurde nach dem Judenviertel gefragt, und von einem Dutzend Stimmen die Antwort ertheilt. Man begleitete den Wagen, der einen Kranken führte. — Es war ein todtbleiches, männlich gefurchtes Antlitz mit vollem, wildem, hier und da ergrautem Bart . . . ! Ernst war damals ein Mann von dreißig Jahren. — — Im Judenviertel hielten sie vor Bergheims Hause, die Straßenjugend und ein Pöbeltroß waren dem Wagen gefolgt. Der Kutscher bat um Hilfe, den Kranken aus dem Wagen zu schaffen . . . So wie er da lag, der Arme, brachte er ihn direkt von Breslau . . . „Ja," setzte er mit beredtsamen Blick hinzu — er brachte einen Mann, der nur durch ein Wunder noch lebt . . .

Ernst, bleich, mit blassen Lippen, starren Gliedern, auf einer halb zum Sitzen, halb zum Liegen eingerichteten Matratze, hörte und sah Alles, was sein Führer trieb, aber er schwieg . . . In der That schien er an dem äußersten Grade der Erschöpfung angelangt. . . . Noch manches Jugendliche hatte sich in seinen Zügen erhalten . . . Schmächtig und mager schien er geblieben, aber sein Haupthaar war fast grau wie der mächtige Bart hie und

da von gleicher Farbe. . . Der Kutscher, der ein Zettelchen in Bereitschaft hatte, das ein Bursche in's Haus zu Bergheim trug, erzählte den sich mehrenden Gaffern, der Kranke hätte auf den Barrikaden in Berlin einen Schuß in die Brust bekommen, und die Kugel säße noch fest, die Aerzte hätten behauptet, der Verwundete würde, nachdem die Anstrengungen der Flucht von Berlin nach Breslau ihn schon dem Tode nahegebracht, eine weitere Reise schwerlich überstehen; aber nichts hätte ihn abbringen können, seinen Transport hierher zu verlangen.

Schon wurde Ernst emporgehoben. — Der Leidende überwand die Schmerzen, die ihm diese Bewegungen zu verursachen schienen — war doch die Sehnsucht seines Herzens erfüllt, die letzte Freude seines Lebens gewährt. — Der Kutscher hatte recht berichtet. Still, in den Armen der Seinen wollte Ernst sterben, das war Alles, was er vom Leben noch begehrte. — Er hoffte sie zu finden, auch ohne sich ihnen angekündigt zu haben; so kam es, daß ihn hier niemand erwartete.

Noch war Ernst nicht bis an die Treppe getragen worden, als sein Vater (Onkel Löb und Mathilde waren außer Hause) in athemloser Hast erschien, sich über den unglücklichen Sohn warf, ihn in beide Arme schloß und unter Thränen an sein Herz drückte.

„Mein Sohn, mein Sohn," rief er unausgesetzt. — Mehr konnte nicht von seinen Lippen kommen — das Bedürfniß zu helfen, drängte jede andere Empfindung zurück. Schon wurden die besten Aerzte des Städtchens gerufen, schon hörte man oben Thüren schlagen, ein emsiges Rennen, ein Klopfen und Hämmern um Zurüstungen für ein Lager für den Verwundeten zu treffen. Auch für Bergheim war Sorge zu tragen. — Das Unglück hatte ihn mit seinem Kinde ausgesöhnt, und all' die Liebe, die er ihm Jahre lang vorenthalten, brach

mit ganzer Gewalt hervor; am Geländer der schmalen Treppe hielt er sich mühsam aufrecht; anfangs vermochte er den Männern, die Ernst hinauftrugen, vor Schwäche kaum zu folgen. — „In das dunkle Zimmer," war alles, was er zu sagen vermochte, und wieder doch zum Kutscher mußte er sich wenden, der sich vor ihm krümmte und bückte, ihm mit weinender Stimme Beileid ausdrückte und — Trinkgeld verlangte. Ohne seinen Auseinandersetzungen länger zuzuhören, warf ihm Bergheim seine Geldbörse zu, raffte sich auf und schwankte am Geländer der Stiege entlang.

In den Zimmern des ersten Stockes waren die Thüren geöffnet. — Die letzten Abendsonnenstrahlen beleuchteten sie. Ernst lag schon auf seinem Lager und verlangte von allem, was ihm zur Erfrischung angeboten wurde, nur ein kühlendes Citronenwasser, Ruhe und — Mathilde und Onkel Löb.

Beide traten ein. — Sie mäßigten ihren Schmerz, um die Aufregung des Kranken nicht zu vermehren. — Ernst reichte ihnen die Hand, ein schmerzliches Lächeln gleitete über seine Lippen. Mathildens Hand führte er an den fieberheißen Mund — eine Thräne fiel auf sie — er sprach nichts, aber der klägliche Blick schien ihr sagen zu wollen: „So bin ich wieder bei Dir, ringend und kämpfend mit dem Todesengel, dessen dunkler Fittig mich schon berührt — auf ein verfehltes Leben blickend." — Mathildens Lippen bebten, sie konnte nicht sprechen — die Thränen erstickten ihre Stimme. Wie brachen die schönen, freundlichen Sterne der Jugend wieder aus den Wolken, die sie so lange verschleiert gehalten! Wie klang ein Ton so wehmüthig und klagend durch die bange Seele dieser Aller und sprach: „So haben wir uns gefunden!"

„Zehn Jahre!" — sprach jetzt Ernst mit einer

dumpfen, heisern Stimme, die sich mühsam aus der keuchenden Brust rang.

„Rege Dich nicht auf — schlummere; Du bedarfst der Ruhe."

Ernst schüttelte das Haupt. — „Die Kerze ist nieder!"

In Ernsts Auge traten Thränen. — Er schwieg, lehnte das Haupt zur Seite — wie um zu schlummern.

Nun fast störte es, daß die Aerzte kamen.

Sie nahten sich dem Lager, streiften die Decke auf und riethen, trotzdem der Kranke sich nicht bewegen konnte und mochte, ihn ganz von seinen Kleidern zu entblößen. Die entzündete, der Lunge nahe Stelle, wo die Kugel sitzen mußte, war bald gefunden. Der Kranke zuckte mit einem kurzen Schrei auf, als sie berührt wurde. Die Kugel herauszunehmen hätte den sofortigen Tod veranlaßt.

Im Blicke der Aerzte lag die Andeutung, daß auch so die Auflösung schwerlich ausbleiben werde. Jetzt galt es, den von der Untersuchung seiner Wunde Ohnmächtigen sich allein zu überlassen.

Bergheim erhob wie betend die Hände gegen den Himmel — Onkel Löb's Antlitz zuckte wie das eines Verzweifelnden, und Mathilde saß wimmernd in einer Ecke des dunkel verhängten Fensters.

Ernst schlug das Auge auf.

„Ehe ich vom Leben scheide" — begann er.

„Du wirst leben," unterbrach ihn Onkel Löb, „Du wirst leben!"

„In Deinem Gedächtniß — im Gedächtnisse manches, der auf meine Zukunft Hoffnung gesetzt hat," fuhr Ernst mit klagendem Blick auf Mathilde fort — „und schwer begreifen wird, warum sie nicht erfüllt wurde und

warum so — gerade so endigen mußte. — Meine Minuten sind gezählt!"

„Ernst," unterbrach Mathilde voll äußersten Schmerzes; aber seine Worte wurden so zuversichtlich, so fest gesprochen, daß sie keine Widerlegung zuließen.

„Ich will nicht sterben," sagte Ernst, „ohne mit den letzten Segnungen unseres Glaubens versehen zu sein."

Ernst lehnte die Ausbrüche des Schmerzes der Anwesenden mit einem Zeichen der Hand ab. „Was klagt Ihr? Es mußte so kommen; — als meine Stellung Euern Wünschen — zuwider — sich gestaltete — als jenes Verhältniß zu Bertha mich so — ganz erfaßte — als ich, verlassen von allen — den Leidenschaften folgte — als ich von Gefahr — zu Gefahr — endlich auf den — Oh!" — Er griff nach der Wunde, als gemahnte sie ihn, daß diese Auseinandersetzungen zu anstrengend für seine schwachen Kräfte seien — er schöpfte Athem und fuhr fort: — „Ich nahm Partei für das Volk — trat einem Bündniß bei — zum Kampfe — für die Freiheit — die nun gescheitert ist. — Welche Menschen! Verwirrungen durch ihre Schwächen und Laster — welcher Mißbrauch der heiligen Dinge — die sie im Munde — führen. — Oft gab es Sturm im Glase — Wasser — elende Streitigkeiten." — Er schloß auf eine Weile die Augen, dann erhob er sich wieder und ließ die irrenden Sterne derselben wie ausruhen an der Decke des Zimmers — unbeweglich starrten sie wie eine unergründente Tiefe.

„Es — gab auch Edle unter diesen Kampfgenossen" — begann er wieder mit schwacher Stimme und feierlicher Andacht — „sie — fielen wie ich — o, ich folge — Euch — edle Freunde — drüben sehen wir uns — wieder!"

Weiter reichte nicht mehr die erschöpfte Kraft; wieder hielt er inne.

Er hatte sich zu große Anstrengung zugemuthet und war erschöpft in die Kissen gesunken. — Seine Zunge schien gelähmt. — Die Aerzte sagten, die letzte Stunde sei nahe. —

Eine Todtenstille herrschte im Gemach —

Des Sterbenden Stimme erhob sich wieder, aber die Worte, die noch verstanden wurden, gaben den Entferntstehenden keinen Zusammenhang.

Nur Mathilde, die sich dicht über ihn beugte, verstand deutlich;

„Mathilde — arme — liebste — Mathilde!" —

„Lebe, lebe!" rief Mathilde, küßte Ernst's Stirne und strich die grauen Locken vom perlenden Schweiße zurück.

„Einst — schwor — ich — Dir — Treue — O ich Falscher!" Die Worte die noch folgten, blieben auch Mathilden nicht vernehmlich.

Onkel Löb trat näher, Bergheim wandte sich erschüttert zum Vorzimmer, in welchem Glaubensgenossen leise Todtengebete verrichteten.

Mathilde wollte sich erheben und zurücktreten.

Der Sterbende ließ ihre Hand nicht frei.

„Unser — guter — Onkel — Mathilde — vergebt — mir!"

„O, Ernst, vergeben?! Dir gehört ja jeder Schlag meines Herzens."

„Mathilde!" — hauchte Ernst und erhob sich geisterhaft und streckte seinen Arm nach ihr aus — „Vater! — Onkel — seht her, was — die Liebe eines — Weibes — vermag —; sie vergibt dem, der ihr Lebensglück zerstört." — Dann sah er sich fieberhaft um, sah Mathilden mit dem

zärtlichsten Blick der Liebe an und sank in sein Kissen zurück, die Hand Mathildens krampfhaft festhaltend.

„Ist keine Hoffnung?“ frug leise Onkel Löb jetzt den Arzt.

„Keine.“

Ernst athmete schwer —; plötzlich richtete er sich halb auf und sprach wie im Traume. „Bist du's, Mutter, die ich so lange nicht gesehen? Kommst Du mich einzulullen?“

Ein Phantasiebild fesselte ihn.

Durch die tiefe Stille im Zimmer tönte nur das Schluchzen Mathildens, auch die Augen der Männer standen voll Thränen. Sie sahen die furchtbar ausbrechende Reue über die letzten zehn Jahre des Sterbenden; — wie sollten sie ihm helfen? —

„Was weinst Du, Mathilde“, begann der Sterbende wieder, indem seine Besinnung zurückkehrte. — „O wie bleich — Du bist — O weine nicht — laß mich — Deine — Hand küssen!“

Mathilde neigte sich zu ihm und küßte ihn auf den Mund. Ernst schlang seine Arme um ihren Hals.

„Vergib — vergib — Mathilde!“

Seine Arme glitten auf die Decke zurück. Der Arzt zog Mathilde sanft in die Höhe. Er beugte sich über das Bett und lauschte einen Augenblick.

Indem er sich wieder aufrichtete, strich er mit der Hand leise über die Augen des — Todten. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Friedhof der Judengemeinde in Maranow ist klein und unansehnlich; nur wenige Gräber — wenige stolze Grabesmonumente, meist einfache, dürftige Steine. —

Gleich am Eingang steht ein grüner Hügel vor einem Denksteine, auf dem zu lesen steht: „Hier ruht Phil. Dr. Ernst Bergheim.“

Mathilde hatte diese Ruhestätte eben verlassen, auch sie hat nun schon verfrühte graue Löckchen, und ihr Aeußeres paßt zu den beiden Greisen, die sie so oft zu diesem Grabe geleiten, das gestern ein vornehmes Paar besucht hatte; es war die nun verehelichte Bertha von Wingen. — Bei einer Reise auf die Güter ihres Gemahls war sie durch Maranow gekommen und hatte durch Zufall erfahren, daß hier der Mann ruhe, den sie einst geliebt. — Auch ihr stahl sich Thräne um Thräne vor dem schmucklosen Hügel aus dem Auge.

Ob sie wohl wahre Reue empfand? — —

Beim Scheiden legte sie einen Kranz auf das Grab.

Der Friedhofswächter entfernte ihn jedoch rasch, als sie verschwunden, denn **die jüdische Ceremonie verbietet die Nachahmung dieses fremden Gebrauches.**

Album abgeblaßter Photographien*).

Bilder nach Originalien einer vergangenen Zeit.

II.

Zwischen Mincha und Maariw.

(Ein Genrebild.)

Das Minchagebet war vorüber, kaum daß noch zehn Personen das „Amen" zu dem Schlusse des Kadischgebetes Reb Natel Preschborgs, des Aeltesten der Hofschul, sagen konnten. — Alles war zu dem Schauspiel

*) Vgl. Jahrg. IV, S. XXVI.

geeilt, welches heute den Bewohnern P's. sich darbot — der Erzbischof war gestorben, und ein Leichenbegängniß, so solenn wie es schon seit Jahren nicht gesehen wurde, sollte beweisen, in welchem Ansehen der Verblichene stand. —

Eine kleine Gruppe war in der warm und gut geheizten Synagoge zurückgeblieben, sie zog es vor, ihrer langjährigen Gewohnheit gemäß, ihr Plauderstündchen zwischen Mincha und Maariw zu halten — sie verzichtete dem alten seit lange schon gepflogenen Herkommen zu Liebe, das nur der Sommer auf kurze Zeit aufheben konnte, auf den Anblick des prachtvollen Leichenbegängnisses.

Da war der lange Awrom, der tüchtige Chasan P's, dessen herrlicher Bariton drei Oktaven umfaßte, und der so würdig da saß, so ehrfurchtgebietend — als wäre er stolz auf seine Vertretung der kleinen Gemeinde vor dem Allerheiligsten, als fühle er die Würde und das Ansehen eines Chasans, von dem jeder, der ihn hörte, sagen mußte, daß sich seine Negunim (Gesänge) gewaschen haben. Allerdings meinte ein Schulvorstand (u. z. ein Reformer) oft ärgerlich, er könne ein Gleiches nicht von seinen Händen behaupten, in denen er ein Wachsstück zu einem Kügelchen gedreht, mit eigener Fertigkeit hin und her escamotirte, während er zu seinem Herz erhebenden Gesang den Takt schlug. Wie klein sah neben ihm Reb Itzig, der Kore, aus, ein leichtes, luftiges Männchen, dessen röthliche Nase nicht etwa auf den Republikaner, sondern auf den Freund des geistigen Genusses schließen ließ. Auch er hatte eine wohlklingende Stimme sich bewahrt — aber es war ein dünner Tenor — auch er war, wenn er aus dem Buche der Bücher der Gemeinde den Text las, von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt —; aber es war nicht die imponirende Würde Reb Awroms, der auch im Leben einen gewissen dikta-

torischen Einfluß auf den Kore, der gleichzeitig erster Schames war, zu üben wußte. — Der zweite Schames hieß, als wollte das Schicksal in den drei dienstbaren Geistern der Schul die Erzväter persifliren; Jacob, ein guter, lustiger Mann, den nur die Pflicht auf die „Hatz-Goje" Acht zu haben, zurückhielt, dem allgemeinen Drängen zum Begräbnisse des Erzbischofs zu folgen, und weil dem Fuchs die Trauben zu hoch waren, stimmte er mit ein in den Ausspruch Reb Awroms und Reb Itzigs.

„Bo, ich will nischt sehen, ich will nischt hören — was hab ich für e Freud von e Kwure von e braven Mann."

„Und er war e braver edler Mensch, e Freund von Jud und Christ, das kann Reb Natel erzählen. Nicht wahr, Preschborgleben, ich hab recht?

Der Angesprochene war ein alter schlanker Mann, wohl schon achtzig Jahre alt, aber noch fest und aufrecht gehend. Er sah den Frager mit stiller Wehmuth an und sagte: „Wie meint ihr?" und fügt dann, eine Thräne aus den faltigen Wangen wischend, mit lautem Seufzer hinzu. „Ob er es war. So einer kommt nicht mehr auf die Welt. Er war nur ein Jahr älter als ich und damals hättet ihr ihn sehen müssen. Ja damals, unser Herrgott im Himmel muß seine Freude an ihm gehabt haben. Ach, er hat seine Schuldigkeit gethan! — wenn ich erzählen wollte."

„Ja, erzählt, Reb Natel!" sagte der Schames.

„Ja, ja, erzählt!" tönte es im Chorus nach.

So drängten Alle und Reb Natel nickte gutmüthig mit dem Kopfe und sagte: „Aber Ihr müßt still sein und andächtig zuhören, und drängts Euch nicht so auf mich — die Hatz-Goje hat zugelegt, daß der Ofen springt, es wird mir ja ängstig."

„Fangt an, Reb Natel, aber erzählt ausführlich,

ich höre Euch so gerne zu," meinte jetzt der Schames. „Gut; ich denke es ja noch wie heute, er war damals Pfarrer in K.....g; wo ich so oft hausiren ging, und alles hat ihn geliebt und geschätzt, und wenn ich hinkam und hab ihm die Sachen aus Prag gebracht, die er gebraucht, war er immer so freundlich und zuthunlich, daß ich ihn so lieb gewonnen hab, wie ich außer mein Weib und meine Eltern olowhascholom niemanden noch gehabt habe und niemanden haben werde. Wie oft hat er nicht Lozelech mit mir gemacht und einmal, wie so e Rischeßblatt in Wien gebracht hat e großen, mächtigen Artikel auf die jüdischen Hausirer, daß sie gefährlich sind und die Menschen zum Kaufen von unnützen Dingen verleiten, hat er gesagt: „Nicht wahr, Preßburg, ich kenne die Hausirer und weiß wie gefährlich sie sind — wenn sie mich treffen, sagen sie vielleicht: „Nichts zu handeln? — Ich sage: nein! — und die Gefahr ist vorbei. — Und wenn ich wegging gab er mir eine Tasse guten Kaffe und lachte und spottete nicht, wenn ich mei Sammtmützel aufsetzte; und wenn er mir bezahlte, und ich das Geld nicht annehmen wollte, bis ich wiederkomme, da sagte er immer auf jüdisch zu mir: „Du sollst den armen seinen Lohn nicht vorenthalten, ob er jetzt von deinen Brüdern oder von den Fremden ist, die in deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst Du ihm seinen Lohn geben, da lachte mir immer das Herz vor Freude — ich hätte ihn küssen können, so lieb sprach er das Wort der heiligen Schrift. — Und außer mir kam auch mein Bruder in die Stadt und kaufte dort allerhand, verkaufte, kurz, er ernährte sich, aber leider schlecht, sechs Tag in der Woch' lebte er von nichts als wie von Kaffe und Erdäpfel, selten daß er sich etwas besseres gegönnt hätte. Einmal kam er auch hin und schleppte sich mühsam von Haus zu Haus, bis er zu seiner Hauptkundschaft, was er in

K. hatte, zu einem guten Goi, der ihn lieb hatte, weil er ehrlich war und treu, kam; er konnte fast nicht mehr reden vor Schwäche und sagte matt zu ihm: „Gott sei's gelobt, daß ich bei Dir bin, es geht mir schlecht, sehr schlecht. — Ich glaube es war mein letzter Gang, und ich werde wohl nicht mehr nach Hause zurückkommen zu mein Weib und meine Kinder; schick schnell um mein Bruder, er muß heute noch ins nächste Dorf kommen, er soll her zu uns eilen, ich will nit sterbe ohne e Judenkind zu sehen." Der Goi, ein gemüthlicher Böhm, suchte ihm seine Aenglichkeit ausreden und scherzte, aber mein Bruder blieb traurig und lächelte nur schmerzlich, wie er sah, wie der gute Or'l sich um ihn mühte, wie er ihm sein bestes Bett gab und wie geschwind er um den Doktor schickte, der den Kopf traurig schüttelte, als er den Zustand von mein Bruder sah; wie er die Arbeit stehen lies und sich nur um ihn kümmerte, um die Medizin, die der Doktor verschrieben und wie er den Boten zur Eile antrieb, den er um mich geschickt. Und auch zum Pfarrer lief er schnell, und als dieser kam, war mein Bruder in e schrecklichen Zustand, sein Kopf brannte fieberhaft, sein Puls klopfte wie e Hammer auf dem Amboß und sein Athem ging schwer. — „Ich hab noch nicht gebetet sagte er mit Anstrengung, Hochwürden sein sie so — gut — helfen Sie mir die Thephilin anlegen." Der Pfarrer half und der Goi, der mein Bruder lachen machen wollte, sagte: „So jetzt kannst Du besser kutschiren." „Mach jetzt keinen Spaß, Du versündigst Dich." Und dann betete er und betete und dann wurde er wie wahnwitzig und schrie: „Gebt mir ein Sidur — Das Schema, das Schema, ich will das Schema hören. Es fällt mir nicht ein, ich kann es ja nicht sagen."

Und der Pfarrer las laut in hebräischer Sprache: „Schema Jsrael!" und ich trat gerade ein, als mein

Bruder erschüttert einfiel und mit stierem Blick fort und fort das Schema wiederholte. —

Der Pfarrer bückte sich über ihn und betete mit ihm — ich war ja meiner Sinne nicht mächtig — denn der Anblick hatte mich erschüttert.

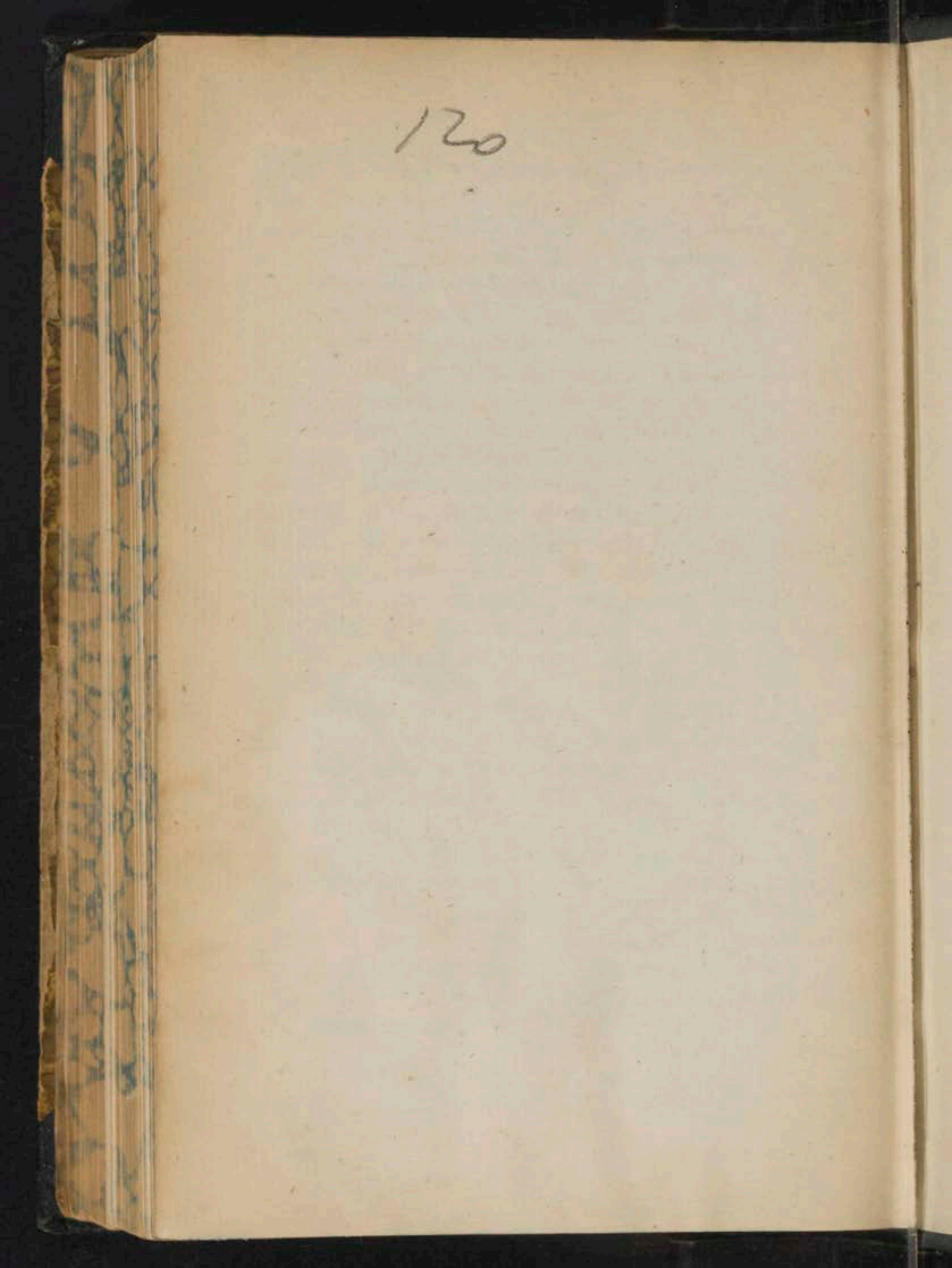
Nochmals hörte ich ihn Echod sagen und dann hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Der junge christliche Pfarrer, der damals mit dem armen Juden das letzte Gebet sprach, ist nachher ein großer Mann geworden — und heute am Tage der Jahrzeit von mein Bruder ist seine Kwure. Ja ja, die Sonne geht auf und geht unter, es sterben Menschen, an denen der Tod keine Gewalt haben sollte, und es kommen wieder neue Menschen — denn die Welt fängt wieder von vorne an." — Reb Natel hielt inne, er wischte Thränen aus den grauumbuschten Augen und Reb Jakow sagte zu der Hatz-Goje, die eingetreten war und die Erzählung mit anhörte: „Nu was steht sie, leg sie Holz zu, es ist kalt."

„Gleich, eilen sie sich nur nit so" sagte sie nicht ohne jenen Anklang böhmischen Dialekts, der der niederen Volksklasse in Prag eigen ist, und entfernte die Thränenspur, bevor sie dem Wunsche des zweiten Schames entsprach.

Von unten herauf hörte man jetzt den Ruf: „Zu Maariw", und als ein eintretender Balbos die Thüre öffnete, hörte man das dumpfe Glockengeläute — eben wurde die Leiche des Erzbischofes in die Gruft gesenkt.

„Friede seiner Asche. — Er ruhe in Frieden!" sagte Reb Natel bewegt. — „Vielleicht sehe ich ihn in Gan Eden wieder."


120

